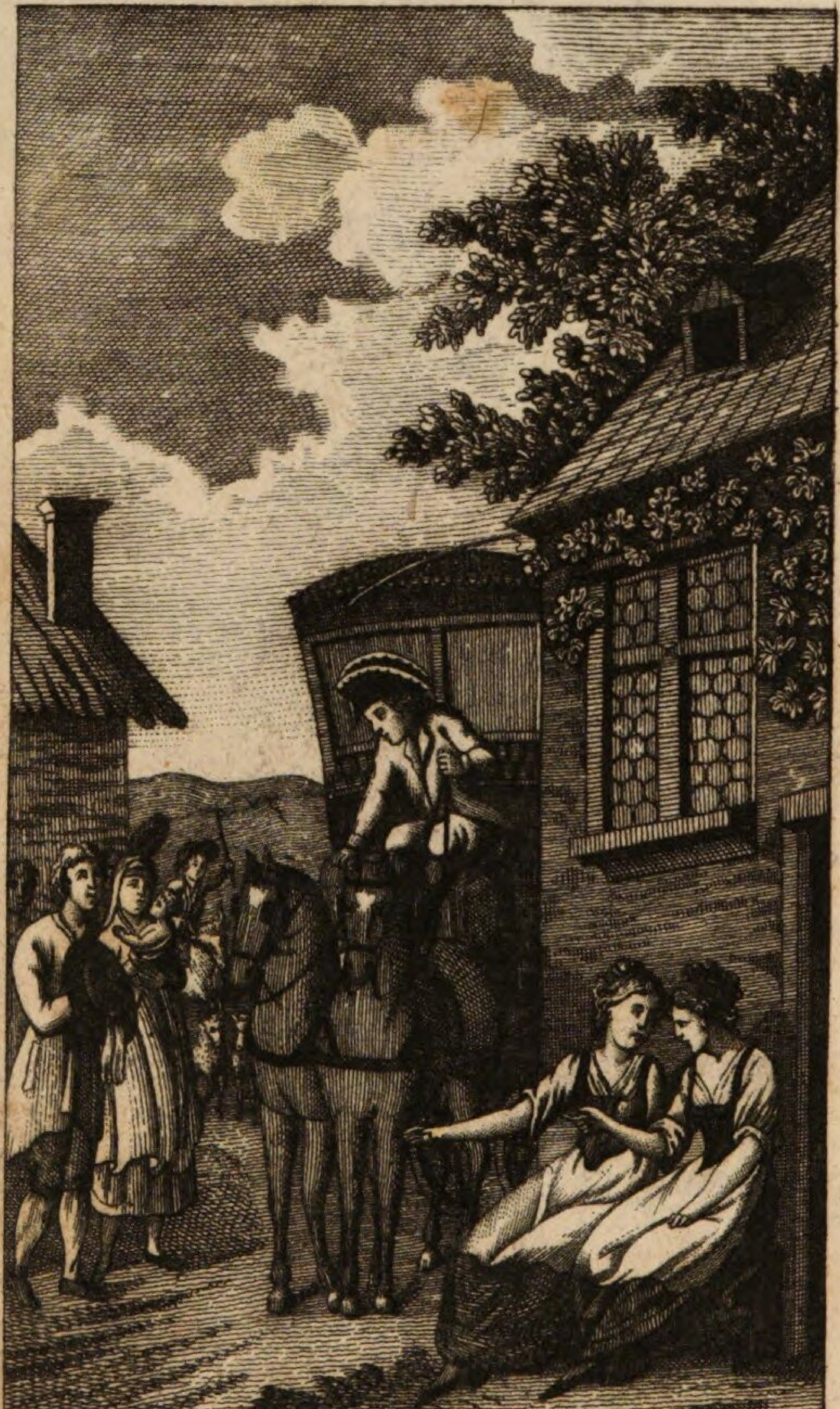
P.o.germ.
1994
n-3

P. o. germ. 1994 w
(3

<36618632700018 S

<36618632700018

Bayer. Staatsbibliothek

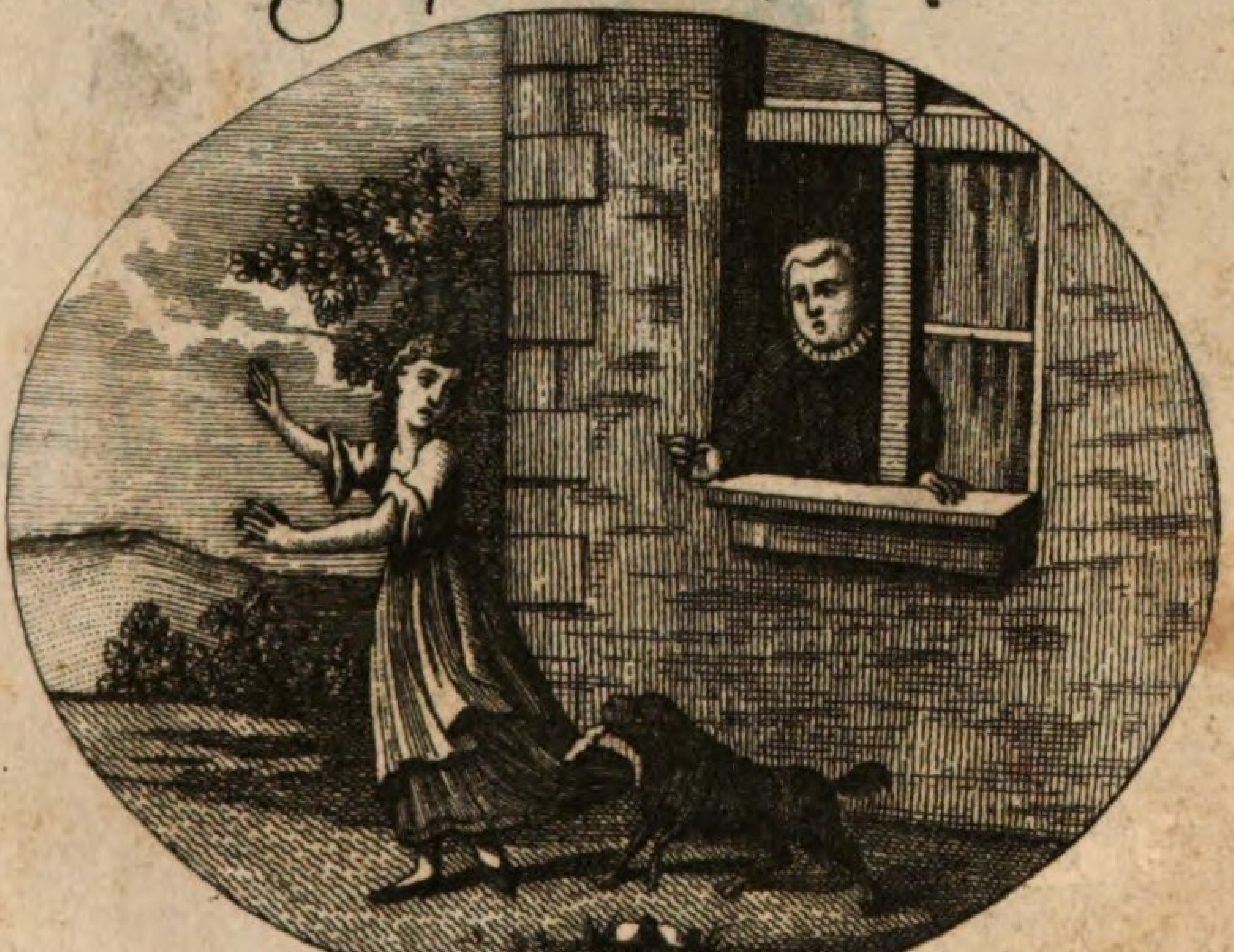


Wo wohnt der Pachter Bergfeld?

Sammlung auserlesener Schriften

von

August von Kotzebue



Dritter Band

Leipzig 1803.

A 149332

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sammlung
auserlesener Schriften
von
August von Kotzebue.

Dritter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Die hartnäckige Wette.

Ein Alter oder Neuer sagt: Wer einmal einen dummen Streich macht, muß ihn durchführen bis ans Ende. Da hat der Alte oder Neue sehr Unrecht, denn ein halber dummer Streich ist doch weniger schädlich als ein ganzer. Ich will euch einen ganzen erzählen, der in P—g vollendet wurde.

Zwey junge Leute standen im Kaffeehause am Fenster, ein Dritter fuhr in einem offenen Wagen vorbey. Es war schönes Wetter, und der Fahrende sah gesund und frisch aus.

„Es ist doch verdrüßlich, sagte Latin„sky, Einer von denen, die oben am Fen„ster standen, daß an diesem schönen Tage „ein junger gesunder Mann nicht lieber zu „Fuß geht.“

„Das kann seyn, versetzte der andere, „aber niemand hat ein Recht: sich darüber

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

„aufzuhalten. Wenn er nun Lust hat zu „fahren, wer kann es ihm wehren?“

Latinsky. Wer? ich? „Du?“ — Ja ich! was gilt die Wette? — „Du scherzest.“ — Ein Dutzend Bouteillen Schampagner. — „Wohl, es gilt.“

Mit zwey Sprüngen war Latinsky die Treppe hinab, vor der Thür, auf der Strasse, fiel den Pferden in die Zügel, trat bescheiden an den Kutschschlag, und sagte: „Verzeihen „Sie, mein Herr, wenn ich Sie aufhalte, „aber erlauben Sie mir die Bemerkung, „daß es höchst auffallend ist, einen Mann „von ihrem Alter und ihrer blühenden Ge„sundheit bey diesem schönen Wetter im Wa„gen fahren zu sehen.“

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, antwortete der Andere, „daß es noch weit auf„fallender ist, diese Bemerkung von Ihnen „zu hören.“

„Das scheint freylich sonderbar, aber—“

„Aber! aber! rief der Andere hitzig, hier „findet kein Aber Statt. Fahr zu, Kutscher!“

„Nein, mein Herr, das kann ich un„möglich zugeben.“

„Wie, mein Herr, sind Sie bey Sin„nen?“

„Wahrhaftig, so leid mir es auch thut, „ich muß Sie lieber bitten auszusteigen, und „einen Gang mit mir zu wagen.“

Der Fremde glühte vor Zorn, sprang aus dem Wagen, zog den Degen, und verwundete Latinsky gefährlich. „Genug! rief „dieser, mein Herr, Sie sind zu menschen-„freundlich, als daß Sie bey schönem Wet-„ter und guter Gesundheit fahren sollten, „indessen ich schwer verwundet zu Fuße gehen „müßte.“

Mit diesen Worten sprang er in den Wagen, rief seinem Freunde oben am Fenster zu. Ich habe meine Wette gewonnen! und fuhr nach Hause.

Der Garkoch und der Bettler.

Der Bettler Matz gieng um die Mittagsstunde,
Ein Stückgen Brod in seiner Hand,
Den Garkoch Luchs vorbey, der in der Küche stand,
Und ein gespicktes Reh am Spieße langsam wand.
Freund Matz, der, in Gesellschaft vieler Hunde,
Den Wohlgeruch sehr appetitlich fand,
Und dem das Wasser aus dem Munde
In hellen Tropfen lief, trat ohne Scheu hinein,
Und sog den Dampf von Braten und von Suppen,
Hier aufgetischt in wollustvollen Gruppen,
Mit vollen giergen Zügen ein.
Das harte Brod wird leichter ihm zu kauen,
Wenn es mit Bratendampf sich mischt,
Und dünkt ihn besser zu verdauen.
Gesättiget, erquickt, erfrischt,
Will er nunmehr von dannen gehn.

„Holla! ruft Meister Luchs, dir wird der
Beutel jucken.
„So ist es nicht gemeynt! du willst hier gra-
tis stehn,
„Den Dampf, die Quintessenz des Bratens
einzuschlucken?
„Bezahl! bezahl!“ — „Warum nicht gar?
„Wer Teufel wird den Dampf bezahlen,
„Der ohne mich ja doch verlohren war?“ —
„Kann seyn, allein mit solchen kahlen
„Wortklaubereyen kömmst du hier nicht ab.
„Nicht wahr, der Dampf erquickte dich von
Herzen?
„Wer war es, der den Dampf dir gab?
„Mein Braten wars! drum Geld!“ —
„Mein lieber Herr, Sie scherzen—“
„— Beym Teufel! nein!“ — „Nun das ist
sonderbar!“
„Mag seyn, nur Geld!“ — „Mein Herr, ich
bin kein Narr,
„Und kurz und gut! ich zahle keinen Heller.“
Der Streit wird warm, das Volk umringt
den Platz,
Schon droht Herr Luchs im Zorn dem Kopf des
armen Matz
Mit Messer, Gabel, Löffel, Teller;
Als Jürg' erscheint, ein kleiner lustger Schneider,

Spaßmacher in dem Viertel dieser Stadt,
Der in der Schöpfung neuer Kleider
Und Rechtsgelehrsamkeit sich Ruhm erworben hat.
„Der! ruft der Koch, der hier sey unser Richter!“
„Ich bins zufrieden,“ seufzt der arme Mann.
Freund Jürge schneidet Amtsgesichter,
Und hört sogleich die Parten an.
Drauf spricht er: „Matz, du mußt bezahlen.
„Gieb mir dein Geld.“ — Matz zahlt mit trübem Blick.
Der strenge Richter läßt zu dreyenmalen
Den Silbergroschen auf die Erde fallen,
Und giebt ihn drauf an Matz zurück.
„Die Frau Gerechtigkeit soll leben!“
So ruft er; „Nachbar Luchs, ich richte nach Gebühr.
„Du hast ihm deinen Dampf gegeben,
„Er gab dir seinen Klang dafür.“

Eine genealogische Aufgabe.

Vor mehr als hundert Jahren kam ein gewisser Abbeé Marolles auf einen Einfall, der den Ahnenstolz in seiner ganzen Blöße darstellt. Er raisonnirt nemlich so:

Jeder Mensch hat einen Vater und eine Mutter, zwey Großväter und zwey Großmütter, und so weiter; die Anzahl seiner Voreltern wächst immer in geometrischer Proportion. Wenn man nun eine gewisse Anzahl von Graden zusammenrechnet, so gelangt man bald zu einer ungeheuren Summe, und es folgt klar, daß jeder würklich existirende Mensch von Allen den Menschen entsprossen ist, die zu einer gewissen Zeit lebten. Es giebt also in der ganzen bewohnten Welt weder Edelmann noch Bauer, der nicht unwidersprechlich von Fürsten und Königen abstamme, die vor sechs- oder siebenhundert Jahren lebten; so wie es weder Könige noch Fürsten giebt, die nicht zu eben der Zeit Bauren unter ihre Vorfahren zählten.

Denn man versuche einmal, nur bis zu der zwanzigsten Generation hinauf zu steigen, so wird man schon finden, daß jeder Mensch mehr als eine Million Väter und Mütter hat, und in der ein und zwanzigsten mehr als eine Million Väter; folglich in der vier und zwanzigsten schon mehr als sechszehn Millionen, woraus sich ergeben würde, daß jeder Franzose vor fünfhundert Jahren mehr Voreltern gehabt, als verheirathete Leute in ganz Frankreich existirten.

Der Abt Marolles hat darauf die Anwendung dieser Grundsätze auf seine eigene Person gemacht. Er hat den ersten besten Prinzen, oder König genommen, dessen Geschlechtsregister bekannt, und leicht mit den Abstammungen anderer Geschlechter zu vergleichen und in Verbindungeu zu bringen war; und siehe da, er hat würklich seine Verwandschaft mit diesem Prinzen dargethan. Der nemliche Versuch ist bey mehreren Familien eben so glücklich ausgefallen, und wenn er nicht bey jedem bürgerlichen Hause anwendbar ist, so kommt es nur daher, daß die bürgerlichen Nahmen ihrer Voreltern minder sorgfältig aufbewahrten. Denn ist der Grundsatz richtig, so muß die daraus zu ziehende Folge immer die nemliche seyn.

Wir stammen alle von Adam ab, hab' ich oft sagen hören; aber noch Niemand ist auf den Einfall gerathen, zu behaupten: Wir stammen Alle von Karl dem Großen, und Alle von seinem Küchenjungen ab. Eines ist doch so wahr als das Andere, und der ganze Unterschied ist der:

Als man Pflug und Ackerbau vergessen,
Um den Scepter oder Bischoffsstab;
Spannte Einer früh des Morgens ab,
Und der Andre nach dem Mittagsessen.

Das Johanniswürmgen.

Es war einmal ein vernünftiger Vater, der seine Söhne vernünftig erzog. Trotz dessen bekam Einer von den Knaben einen gewaltigen Hang zur Dichtkunst. Die Familie wohnte auf dem Lande, und der Knabe sang seine Lieder der Sonne wie der Grasmücke, dem lilienweißen gnädigen Fräulein wie der braungebrannten Bauerdirne. Wenn er nun so ein Liedgen fertig hatte, so trug er es im ganzen Dorfe herum, und las es Jedermann vor, sogar dem tauben Nachtwächter.

Seine Mutter freute sich sehr, und auch der Vater lächelte zuweilen freundlich, denn der Junge hatte würklich Kopf, und seine Lieder waren recht artig. Im Dorfe galt er vollends für einen großen Poeten. Seine Muse versorgte den Küster mit Neujahrwünschen, und die hochadelichen Kinder mit Gratulationsgedichten an Geburtstägen ihrer hochadelichen Eltern.

Als er nun heranwuchs, bildete er sich ein, es sey was Rechts mit ihm, und er habe die wahre poetische Ader. Er wünschte daher sehnlich, auch außer seinem Dorfe zu leuchten, und meynte, es könne ihm nicht fehlen, daß die litterarischen Sternkucker mit großem Geschrey verkünden würden: ein neues Gestirn ist am Dichterhorizont aufgegangen! Er fürchtete sich auch gar nicht vor der allgemeinen Litteraturzeitung, denn sein Vater hatte mit dem Redacteur dieser Zeitung studirt, und ihm erzählt, daß die Herren Recensenten eben so oft aus Freundschaft ein Auge zudrücken, als aus Feindschaft einen Mund aufthun.

Den ersten Versuch wagte er ganz im Stillen, indem er ein paar Lieder an Sonne, Mond und Sterne, Quelle und Wasserfälle, an Bürger sandte, um sie in den Musenalmanach einzurücken. Mit Zittern und Zagen wartete er auf Antwort! sie kam nicht „Bür„ger hat viele Geschäfte,“ tröstete er sich, „oder er muß heirathen; der Druck meiner „Lieder ist die beste Antwort.“

Mit Angst und Begierde harrte er nun auf die Erscheinung des Musenalmanachs selbst. Er kam endlich. Hastig blätterte der junge Dichter das ganze Büchel durch und wieder

durch, aber keine seiner Sonne leuchtete, keine seiner Quellen murmelte darin.

„Das ist Neid,“ sprach er zu sich selbst; „**Bürger** will den Keim meines Ruhms er„sticken, aber eine starke Pflanze schießt her„vor, wenn auch eine Erdscholle darauf liegt.“ Flugs beschloß er, die Welt mit einem Bändgen vermischter Gedichte zu beschenken, und da kein Buchhändler es mit ihm wagen wollte, so blieb ihm nichts anders übrig, als die Kinder seines Geistes auf eigene Kosten drucken zu lassen. Er fand dabey nur ein einziges kleines Hinderniß, er hatte nemlich kein Geld. Was war zu thun? er mußte sich an seinen vernünftigen Vater wenden.

An einem schönen Sommerabend saß der Alte vor der Thür und schmauchte sein Pfeifgen. Der Sohn eröffnete ihm sein Anliegen. Der Alte lachte, und sagte: Du bist nicht recht gescheit.

„Aber mein Vater, Sie haben mir selbst „oft gesagt, ich hätte Anlage zum Dichten?“

Der Vater. Blüten, mein Sohn, nicht alle Blüten setzen Früchte an.

Der Sohn. Aber auch Blüten sind lieblich.

Der Vater. Freylich, sie sind die Hoffnungen des Gärtners. Bleiben es aber Blüen, so kann er sie doch nicht für Früchte verkaufen.

Der Sohn. Aber das ganze Dorf läßt mir Gerechtigkeit wiederfahren, die gnädegen Fräulein singen sogar meine Lieder am Klavier.

Der Vater. Mag alles seyn. Unser Dorf ist nicht die Welt — Sieh das Johanniswürmgen da im Grase, es leuchtet lieblich, es ergötzt das Auge. Nun gieb Achtung. (Er stand auf und ergriff das Johanniswürmgen.) Folge mir! (Er gieng in das Zimmer, wo mehrere Lichter brannten.) Glänzt es nun noch? ist es jetzt etwas mehr als ein schwarzes unbedeutendes Insect? —

Zieh dir daraus die Lehre, mein Sohn, daß ein Johanniswürmgen wohl im Grase leuchten ann; daß es an einem schönen Sommerabend im Haar eines Landmädchens lieblich glänzt; daß es aber thörigt wäre, wenn eine Hofdame auf einem Balle statt der Brilanten Johanniswürmer in den Haaren trüge; und noch thörigter, wenn das kleine Ding sich selbst einbildete, es überstrahle den Schimmer von hundert Wachskerzen.

Die Ehrlichkeit.

Man schenkte mir einmal ein großes Stück Kuchen. Ich konnte es nicht ganz aufessen, aber weil es mir gut schmeckte, so wollte ich den Ueberrest zum Vesperbrod aufsparen, und legte ihn ziemlich hoch auf einen Schrank. Darauf setzte ich mich in den Lehnstuhl, um Mittagsruh zu halten. Mein Hund stand neben mir, schnupperte nach dem Kuchen, sah mich an, und als er merkte, daß nichts zu hoffen sey, legte er sich nieder.

Ich schlief nicht, denn ich hatte andere Dinge im Kopfe, und er schlief auch nicht, denn seine Augen waren nach dem Kuchen gerichtet. Siehe da kam Miezchen, mein Hauskater, strich sich ein paarmal vertraulich am Stuhlbein, und als ich keine Notiz von ihm zu nehmen schien, sprang er auf einen Sessel, von dem Sessel auf den Tisch,

und vom Tische auf den Schrank, wo der Kuchen lag. Zu gleicher Zeit hüpfte und flatterte eine zahme Elster herbey, welche eben so gültige Ansprüche als Miezchen auf den Kuchen zu haben glaubte.

Schon hatten sie sich der Beute bemächtigt. Miezchen brummte und fraß. Die Elster schnatterte und pickte. Mein Hund sah starr hin und knurrte, dann sah er mich an und winselte, als wolle er sagen: steure doch dem Unfug. Ich stand auf, nahm den Kuchen weg, und legte ihn neben mich auf einen Stuhl. „Du, ehrlicher Hund, sprach ich, „sollst mir den Kuchen bewachen. Du wirst „mich nicht bestehlen.“ Darauf schlummerte ich ein wenig, und als ich erwachte, hatte der Hund den Kuchen aufgefressen.

So geht es! dachte ich bey mir selbst; so mancher passirt für einen ehrlichen Mann, weil er die Kräfte nicht hat ein Schurke zu seyn.

Der Unterschied und die Vereinigung der Stände.

Ich habe in der Sacristey einer alten Dorfkirche zwey Gemählde gesehen, welche zwar nur den Pinsel eines Sudelmahlers verriethen, allein die Idee dazu war gewiß nicht in dem Kopfe dieses Sudelmahlers entsprungen.

Auf einem Wagen mit vier Rädren, (ein Sinnbild der vier Stuffen des menschlichen Alters) standen ein Ritter, ein Geistlicher und ein Bauer; der Lehr-Wehr- und Nährstand. Die gemeinschaftlichen Bedürfnisse, in der Gestalt von Kindern, umwanden die drey Stände mit eisernen Fesseln, weil nichts stärker an einander kettet, als das Bedürfniß. Glauben, Muth und Hoffnung zogen den Wagen, der Friede schwebte voran, und streute aus einem Füllhorn Blumen und Früchte auf den Weg.

Das andere Gemählde ist von minder edler Erfindung, aber die Idee nicht minder wahr. Man sieht einen Priester, aus dessen Munde die Worte gehen: Ich bete für euch alle. Ein Soldat spricht: Ich fechte für euch alle. Ein Bauer: Ich nähre euch alle: und ein Rechtsgelehrter: Ich verzehre euch alle.

Billig sollte noch ein Schriftsteller dabey stehen, mit der Umschrift: Ich unterrichte, leite, erleuchte, tröste, oder amüsire euch alle.

Die Maus.

Ein alte Maus, welche auf einem leeren Kornboden Philosophie studierte, und einst in einer Hungersnoth viel über das Wesen der Götter nachgedacht hatte, entschloß sich endlich, die Sonne für das höchste Wesen anzuerkennen, weil sie leuchtet, erwärmt, die Blüte hervorlockt, und die Frucht zur Reife bringt, den Gesunden erheitert, und den Kranken erquickt.

Die Sonne hörte das Gebet der Maus, und sprach sanftmüthig: „Armes Thierlein, „ich bin ein Geschöpf wie du. Ein Nebel, „eine Wolke, die sich vor mir hinwälzen, „sind mächtig genug, mein Licht zu verdun„keln und der Erde meine Wärme zu ent„ziehen.“

„Die Sonne hat Recht, dachte die Maus, „ich ließ mich durch ihren Glanz verblenden.

„Die Wolke ist es eigentlich, welche Vereh-
„rung heischt.“

„Ich?“ sagte die Wolke; „du irrest.
„Ich bin nur ein Wesen aus Dünsten ge-
„bildet, die von eurer Erde heraufsteigen.
„Der Wind spielt mit mir, giebt mir nach
„seinem Gefallen diese oder jene Gestalt,
„und der Sturm zerstreut mich ganz.“

„So muß ich, lispelte die Maus, den
„Sturmwind für das mächtigste Wesen an-
„erkennen, weil er den Wolken gebietet,
„welche die Sonne verdunkeln.“

„Mich? brüllte der Sturmwind; ja ich
„herrsche über Nebel und Wolken, aber ver-
„gebens heule ich gegen diese Mauer, die
„meiner Macht Hohn spricht.“

Darob verwunderte sich die Maus.
„Wie? diese Mauer, die mir so nahe ist;
„diese Mauer, die meine Wohnung deckt;
„sie so stark und mächtig? — Wohlan, sie
„werde der Gegenstand meiner Verehrung.“
„Ach! seufzte die Mauer; weißt du denn
„nicht, daß du selbst sammt deinen Brüdern
„seit mehr denn hundert Jahren meine Grund-
„feste untergraben hast? Siehst du nicht,
„daß ich meinem Untergange nahe bin?“

So sprach sie, und stürzte krachend zusammen. Voll Erstaunen kroch die Maus zwischen den Ruinen herum, und da sie zu kurzsichtig war, die Verkettung aller erschaffenen Wesen zu ahnden, so gerieth sie nicht selten in Versuchung, sich selbst oder gar nichts anzubeten.

Der
Schmetterling und die Turteltaube.

Ein altes Sprichwort sagt: Jedes Gleichniß hinkt. Das gilt unter andern auch von einem flatterhaften Liebhaber, welchen man gewöhnlich mit einem Schmetterling zu vergleichen pflegt. Warum? ich weiß es nicht.

Als ich vor einigen Tagen in meinem Garten unter einer Linde lag, in deren Wipfeln eine Turteltaube girrte, sah ich ein Paar Schmetterlinge um ein Blumenbeet flattern. Sie setzten sich bald auf die Rose, bald auf die Nelke, dann verfolgten sie sich, gaukelten um einander her, verlohren sich nie unter hundert andern, hoben sich endlich zusammen in die Luft, und verschwanden hinter der Mauer.

Ich ließ meiner Phantasie freyes Spiel. Wenn nun Einer dieser Schmetterlinge, dachte ich bey mir selbst, die Turteltaube da

oben fragte: „Warum girrest du so traurig?“ und die antwortete: „Geh, du hast keinen „Sinn für meine Zärtlichkeit; würde nicht „der Schmetterling mit Recht erwiedern „können:

„Gute Freundin, du irrest, wenn du „aus den Schäfergedichten der Menschen „schließest, daß du allein zu lieben verstehst, „wir hingegen nur treulos buhlen. Es ist „wahr, wir flattern um Blumen, aber die „Blumen lieben wir nicht. Wie lieben un- „sere Weibgen so gut wie ihr die eurigen, „und vielleicht noch mehr als ihr; denn statt „ihnen ewige Klagen vorzugirren, machen „wir bald die Rose, bald die Nelke zum „Tummelplatz unserer Freude, und flattern „von Vergnügen zum Vergnügen. — Glaube „mir, es giebt nur ein Thier auf der Welt, „das zum Bilde der Treulosigkeit dienen kann, „und dieses Thier ist der Mensch.“

Das Alter.

Vbi iam validis quassatum eſt viribus
aeui
Corpus et obtuſus ceciderunt viribus ar-
tus
Claudicat ingenium, delirat linguaque
mensque

Lucret.

Hat gleich Formey ein eignes Buch über die Vortheile des Alters geschrieben, so bleibe ich doch dabey: es ist besser jung zu seyn. Was ist das für ein Vortheil, der uns am Genuß aller andern Vortheile hindert?

Das Alter ist ein Geschenk der Natur, aber unter harten Bedingungen; ein Geschenk, das fast immer Undankbare macht.

Wie jung man auch sey, man erreicht die Hütte des Alters geschwind, wenn man auf der Bahn des Vergnügens dahin wandelt. Es giebt unmündige Greise; wer das Leben der Jünglinge beobachtet, der muß erstaunen,

daß die Menschen noch so alt werden. Aber welch ein Alter! sie laufen in den Hafen mit lecken Schiffen, morschen Thauwerk und zerrissenen Segeln. Der Steuermann, die Seele, sitzt krank und schwach am zerbrochenen Ruder.

Warum pflückt man alle Blumen im Frühling? Der Winter ist karg mit Blumen, und die wenigen, die der ausgemergelte Boden hervorbringt, duften nur schwach. Auch diese wenigen muß man früh gepflanzt und mit Sorgfalt gepflegt haben.

Das Alter ist die Zeit der Trübsale, des Mangels, der Unfruchtbarkeit. Wohl dem, der in die Zukunft blickte, und sich zeitig durch **Mässigkeit** einen guten **Magen** verschaffte; durch **Bewegung Kräfte**, durch **Erfahrung Weisheit** sammelte, und endlich durch Lectüre die Kammern seines Gedächtnisses ausschmückte. Auf solchen Stützen ruht das baufällige Haus; so kämpft das Alter gegen seine Schwächen; so verscheucht es seiner fürchterlichsten Feindinn die **Langeweile**, welche eine Tochter der **Kultur** ist.

Ein Greis mit solchen Hülfsquellen ist ehrwürdig wie die Ruinen eines alten Tempels. Hier steht eine abgebrochene Säule,

dort liegt eine verstümmelte Statüe; aber abgebrochen und verstümmelt ergötzen sie noch das Auge des Kenners. So war Fontenelle. Sein Frühling trug schon reife Früchte, sein Alter trug noch Blüten. So ist Wieland der Unerschöpfliche.

Zuweilen scheint es sogar, als müsse die Blüte des Körpers erst abfallen, ehe die Frucht des Geistes reifen kann. Ist es doch beynahe als ob die Augen des Körpers von dem Lichte des Geistes erblindeten; als ob die Natur dem Greise einen Ersatz gewähren wolle.

Die ersten Acte des Schauspiels, der Mensch, sind gewöhnlich ohne Interesse, im dritten und vierten schürzt die Leidenschaft den Knoten; wohl uns, wenn im fünften die Tugend ihn löst. Das Alter ist eine Rolle, die nicht so leicht ist, als man glaubt; die meisten halten sie für eine komische Rolle. Das Alter, sagt Montaigne, giebt der Seele mehr Runzeln als dem Gesichte. Die Seele verschimmelt. Ja, er wagt sogar die Muthmaßung, Socrates habe sich vorsätzlich zum Tode verurtheilen lassen, weil er in einem Alter von siebenzig Jahren die Abnahme seiner Geisteskräfte verspürt. — Montaigne war dem Alter nicht hold. Er erzählt, daß

er in seiner Jugend Nasenstüber dafür bekommen. Aber Nasenstüber beweisen nichts.

Schon Lucrez machte vor Jahrtausenden, was Erasmus von Rotterdam vor Jahrhunderten copirte. „Nur die Runzeln, welche „der Greis auf seiner Stirn, die Geburts„täge, welche er auf seinem Rücken trägt, „unterscheiden ihn vom Kinde. Uebrigens sind „beyde sich gleich, beyder Haar falb, beyde ohne „Zähne, beyder Körper schwächlich, beyde ge„lüsten nach Milch, beyde stammlen, sind „schwatzhaft, ungeschickt, vergeßlich, unbedacht„sam; der Greis geht aus der Welt wie das „Kind, ohne des Lebens müde zu seyn, „ohne den Tod zu empfinden."

Das Alter ist freylich nicht die Epoche grosser Thaten. Wen das Schicksal zum großen Manne bestimmt, sagt Philipp de Commines, den führt es immer jung in den Tempel der Ehre. Des Alters Schwäche, verlohrne Reizbarkeit gegen Lob und Ruhm, sind nicht die Augenblicke, um Lob und Ruhm zu erringen. — Drusus, Hannibal, Scipio, und hundert Andere, pflückten ihre Lorbeere vor ihrem dreyßigsten Jahre, und neunzehn Jahre zählte August, als er Richter der halben Welt wurde. „Wie!" sprach der jüngere Kato zu denen, die ihn vom Selbstmord

abhalten wollten, „könnt ihr mir vorwerfen, „ich verließe das Leben zu früh?“ und er zählte damals kaum acht und vierzig Jahre.

Herr Cäsar hat in seinen Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt auch einige Blätter dem Alter gewidmet. Daselbst erklärt er die Achtung für das Alter unter andern aus folgenden Gründen:

„Wir bemerken die Ruhe, die Güte des „Herzens, die auf seinem Gesichte ausge„drückt sind; das in sich selbst zurückgezoge„nen Wesen, und das Bewußtseyn, das aus sei„nen Blicken spricht; die stille Größe, die aus „seinen Handlungen hervorleuchtet.“ —

Herr Cäsar setzt hier sehr freygebige Dinge voraus, die man nur selten bey einem Greise antrifft. Die Ruhe? — sie ist bey dem Alter meist gedankenlos, ein Uebergang zum Tode, ein Vorbild des Todes, ein Vorschmack der Ruhe im Grabe. — Die Güte des Herzens? — Entweder er besaß diese Eigenschaft sein ganzes Leben hindurch, und dann wird sie unrichtig dem Alter beygemessen; oder er wird aus einem bösherzigen Manne ein gutherziger Greis, und dann that er einen Schritt in die Kindheit zurück. Die Erfahrung sey Zeuge, wie nahe ein gutherziges Alter an

Kindesschwäche grenzt. — Das in sich selbst zurückgezogene Wesen? — mit andern Worten: das ungesellige, welches dem Alter aus hundert Ursachen anklebt. Das Zurückziehen des Weisen aus dem Alltagskreise verleumdender und Karten spielender Geschöpfe ist dem Manne wie dem Greise eigen. — Das Bewußtseyn, das aus seinen Blicken spricht? — Nun, dieses Bewußtseyn muß sich auf Thaten gründen, die sich aus der Epoche des Mannes herschreiben, und dann ist es ja nur eine Erbschaft, welche der Mann dem Greise vermachte. — Die stille Größe, die aus seinen Handlungen hervorleuchtet? — Hier macht Herr Cäsar einzelne Ausnahmen zur Regel, denn in der Regel habe ich gewöhnlich an dem Greise eine stille Kleinheit bemerkt. —

Wie kommt es denn, daß der Wilde insgemein seine Väter höher achtet, als der cultivirte Europäer? — Mich dünkt, das kommt daher, weil der Wilde die Erfahrung seiner Greise nothwendiger braucht als wir. — Ein Komet erscheint. Der Wilde hat keinen Fontenelle, der ihm der Welten Mehrheit in anmuthigen Gesprächen vordemonstrirt. Aber dort kauert ein zahnloser Greis vor seiner

Hütte, hält die kurze Tabackspfeife mit den Lippen, sammelt Jünglinge und Männer um sich her, und erzählt dem horchenden Haufen: wie vor fünfmal zehn Jahren ein solcher Wandelstern auch in Westen erschienen, wie bald nachher ihre Nation den Tomahak gegen die unruhigen Nachbarn ergriffen, und erst nach manchem blutigen Kampfe das Kalumet geraucht.

Die Wilden lehrt kein Brinckenhof die Taktik, kein Tempelhoff erzählt ihm die Geschichte ehemals geführter Kriege, kein Mannheimer Astronom hinterläßt ihm Wetterbeobachtungen; der Greis ist seine Encyklopädie. Alles, was der Europäer in Büchern liest, muß der Wilde von dem lernen, der das große Buch der Natur und Erfahrung vor ihm durchblätterte.

Nur darum gehorchen die Indianer ihres Heerführers Willen erst dann, wenn er mit dem Rath ihrer Alten übereinstimmt. Nur darum verachtet der junge Wilde oft den Rath seines Vaters, um den seines Großvaters zu befolgen. Nur darum schweigen die Araber, wenn ihr Scheik redet, stehen auf, wenn er unter sie tritt, und gönnen ihm das Vorrecht, Kleider von glänzenden Farben zu

tragen. Nur darum beugen sich die Chineser, vom Kayser, der sich einen Sohn des Himmels nennt, bis zum Knaben, der ihm den Fächer nachträgt, ehrfurchtsvoll vor dem Alter. Denn dort, wo jeder Ausdruck im Schreiben eine eigene Figur erfodert; wo man den Mandarin für einen Gelehrten hält, der seine Muttersprache zu schreiben versteht; dort ist nur Wenigen der Vortheil vergönnt, der Quelle der Erfahrung in Büchern nachzugraben. Der Chineser, wie der Wilde, muß zum Greise seine Zuflucht nehmen. Daher erkläre ich mir auch jenes Etikette, welches in China den Fremden — uud unter den Fremden dem, der aus der fernsten Gegend kommt — und unter diesen dem Aeltesten den Ehrenplatz einräumt. Der Fremde — so wähnt die Einbildungskraft — besitzt mehr Erfahrung als der Einheimische; der Greis mehr als der Mann.

Nur darum schärfte Minos den Jünglingen von Kreta die Ehrfurcht für das Alter ein; nur darum gab Lykurgs Gesetz jedem Greise das Recht eines Vaters über Jünglinge und Kinder. Die Schriften der Philosophen und Moralisten wurden nur abgeschrieben, und konnten daher nur Wenigen nützen. In unsern Tagen hat die Buchdruckerkunst das Ansehen

des

des Alters gestürzt; jedes gedruckte Buch ist ein Greis, den man um Rath fragen kann, ohne seine Laune ertragen zu müssen.

Wohlan dann! ihr Greise! die Zeiten sind nicht mehr, wo man euch Achtung zollte, weil nur ein Blick hinterwärts auf drey Viertheilen eines Jahrhunderts ruhte. Nicht das Silberhaar, das ihr zur Schau tragt, nicht das zitternde Haupt, oder der gekrümmte Rücken, der unter dem gewaltigen Arm der Zeit sich beugte, leihen euch ein Recht auf die Ehrfurcht eurer jüngern Brüder. Wälzet nicht auf den Jüngling ein Verbrechen wider die Natur; klaget nicht, daß man euch lächerlich mache, wenn eure Köpfe Flaschen ähnlich sind, welche einst ein geistiges Getränk in sich faßten, dessen Spiritus aber schon längst verraucht ist. Wer am am Abend seiner Tage im Sonnenstrahl der Liebe, im erquickenden Schatten der Ehrfurcht ruhen will, der muß säen als Jüngling, und erndten als Mann; dann ist der Genuß dem Greise vorbehalten.

Wer hätte das geglaubt?
Eine unglückliche Begebenheit, welche einem Ehemanne wiederfuhr.

In *, wo es eine Menge Menschen giebt, die es schwarz auf weiß haben, daß sie edle Menschen sind, lebte einst ein junger Freyherr als Sclave von Allem, was ihn umgab. Ein Paar schöne Augen nahmen ihn gefangen, die Mode felsselte ihn, das Vorurtheil warf ihn in den finstern Kerker; und trotz Allem dem hörte er doch nicht eine Minute lang auf Freyherr zu seyn. Ja was noch mehr ist, er war ein schöner Freyherr, und wäre er ein Bürgerlicher gewesen, so würde ich sagen, er war ein lieber Junge. Er verband ein weiches Herz mit einer edlen Gestalt, und es hatte seiner Mutter viele Mühe gekostet, einen Gecken aus ihm zu bilden. Aber durch unermüdeten Fleiß und Sorg=

falt war es ihr doch endlich gelungen, und folglich liebten ihn alle Damen, und er liebte sie alle wieder. Man hatte sogar Beyspiele, daß die Verbindungen seines Herzens Monate lang gedauert; doch nie that er sich oder seinen Geliebten durch eine überlästige Treue Zwang an. Er besaß den feinsten Beobachtungsgeist, wenn es darauf ankam, den Blick oder das Wort zu fassen, der, oder das ihn zum Siege rief; aber er war auch bescheiden genug, den Glockenschlag nie zu überhören, welcher die Stunde der Trennung verkündete.

Mit diesen Eigenschaften konnte es ihm nicht fehlen sein Glück zu machen. Er versuchte Alles, genoß Alles, und ward endlich Alles überdrüssig.

In einem jener satten Augenblicke war unser Held kurz vor dem Abendessen nach Hause gefahren. Wohl dem Menschen, der am wenigsten Langeweile empfindet, wenn er zu Hause ist; ein Solcher gehört unter die Zahl der bessern Menschen. Unser Freyherr Hofmarschall saß auf dem Sofa, streckte die Füße weit von sich, gähnte, streichelte das Windspiel, und ließ die Flötenuhr spielen. Plötzlich fiel es ihm ein, daß er verheirathet sey. Was Wunder, daß auch wir es ver-

gaffen, da er selbst eben zum Erstenmal daran dachte.

Apropos! sagte er und klingte. Ein Bedienter trat herein. „Geh zu der gnädi„gen Frau, und frage, ob ich das Vergnü„gen haben könne sie zu sehen?“

Der Bediente horchte hoch auf, traute seinen Ohren nicht, und ließ sich den Befehl wiederholen, den er endlich kopfschüttelnd befolgte.

Die Frau Baronesse war die liebenswürdige Tochter eines Landedelmanns, eine Blume, die, von der Hofluft gedrückt, ein wenig ihr Haupt neigte, aber doch nie ganz verwelkte. Um der Langenweile zu entrinnen, blieb ihr nichts anders übrig, als mit dem Strom der großen Welt zu schwimmen. Sie und ihr Gemahl begegneten sich zuweilen, vermieden sich nie und suchten sich nie. Vor ihrer Vermählung hatten sie sich wenig gesehn, und nachher hatten sie keine Zeit dazu. Es gab Leute genug, die den Freyherrn der Mühe überhoben, seine Frau reizend und geistreich zu finden, und ihr bot sich überall Genuß dar, wo nicht für ihr Herz, doch für ihre Eitelkeit.

Die Botschaft ihres Gemahls traf sie gerade in einer Gemüthsstimmung, die der seinigen ziemlich ähnlich war. Sie wußte nicht, was sie von diesem unerwarteten Besuche denken sollte; indessen ließ sie ihm sagen, sie werde ihn mit Vergnügen empfangen. Er kam, fragte, ob er nicht beschwerlich falle? sprach vom Wetter, von den Neuigkeiten des Tages u. s. w. Die Unterhaltung war in Ansehung der Gegenstände sehr alltäglich, doch seine Lebhaftigkeit und Amaliens Geist legten Interesse darin. Die Zeit verstrich, man wußte nicht wie. Er sah nach der Uhr, wunderte sich, daß es schon so spät sey, und bat um Erlaubniß mit ihr zu speisen.

„Sehr gern, versetzte Amalie, wenn Sie „mit einem magern Souper verlieb nehmen „wollen.“ Es ward aufgetragen, man speiste und man war fröhlich, ohne lärmend zu seyn. Dieses stille Vergnügen hatte den Reiz der Neuheit für die Gäste. Beyde waren liebenswürdig, ohne es scheinen zu wollen, und dann ist man es gewöhnlich am meisten. Sie waren eine ganz neue Bekanntschaft für einander; die Stunden flogen pfeilschnell vorüber, und wie es endlich Zeit zum Schlafengehen wurde, verließ der Hofmar-

schall die Hofmarschallin sehr zufrieden mit seinem Abend.

Des andern Tages war er zu einem Concert eingeladen; und erfuhr erst spät, daß, wegen Krankheit eines Virtuosen, das Concert aufgeschoben sey. Was sollte er nun mit den lästigen Abendstunden anfangen? Er erkundigte sich im Vorbeygehen nach seiner Gemahlin, und hörte, sie sey ein wenig unpäßlich. „Hm! dachte er, es ist doch der „Höflichkeit gemäß, daß ich selbst von ih„rem Befinden Nachricht einziehe."

Er ließ sich melden, bat um Erlaubniß, ihr bis zum Souper Gesellschaft zu leisten, und wurde sehr artig empfangen. Er war munter, aufgeweckt, galant; die Stunde des Abendessens rückte heran, und dießmal war es Amalie, die ihn zu bleiben bat. Irgend eine Gräfin hatte ihn zu einer Partie Cassino eingeladen, aber er blieb. Die Unterhaltung war eben so angenehm und noch ungezwungener als das Erstemal.

„Wissen Sie auch, sagte Amalie, daß „man wenigstens nicht vermuthen wird, „warum Sie der Gräfin nicht Wort gehal„ten haben?" Er lächelte, und schwieg einige Augenblicke.

„Ich muß Ihnen etwas im Vertrauen „sagen,“ hub er endlich an, indem er mit der Gabel spielte, „Etwas, das Sie viel„leicht mehr freymüthig als galant finden „werden. Sie können nicht glauben, wie „sehr Sie seit Ihrer Verheirathung sich zu „Ihrem Vortheil verändert haben.“

„Seit meiner Verheirathung?“ antwortete Amalie schäckernd; „ich glaube, sie „geschah ungefähr um die nemliche Zeit als „die Ihrige.“

„Ganz recht, Madam, aber es ist unbe„greiflich, welche glückliche Verwandlung „mit Ihnen vorgegangen ist. Sie waren „damals so verlegen, und — mit Ihrer Er„laubniß — so ländlich, links — man erkennt „Sie kaum wieder. Ihr Geist ist nicht mehr „der nemliche, selbst Ihre Züge haben sich „verschönert.“ —

„Wohlan, mein Herr, ohne Ihnen „das Kopliment zurückgeben zu wol„len, Alles, was Sie mir da sagen, dachte „ich von Ihnen. Aber wahrhaftig, setzte „sie spottend hinzu, es ist gut, daß uns „niemand behorcht, denn es scheint beynahe, „als ob wir uns Süßigkeiten sagten.“

Das Gespräch dauerte noch lange in demselben Tone, bis endlich Amalie nach ihrer Uhr sah, und mit einem reizenden Lächeln zu verstehen gab, es sey schon spät. Der Freyherr erhob sich zögernd, empfahl sich langsam, und gieng langsam nach der Thür. Plötzlich kehrte er wieder um. „Madam, sagte er, „ich frühstücke Morgens ganz allein, und „ich finde das langweilig; wollten Sie mir „wohl erlauben, meine Schokolade bey Ihnen „nen zu trinken?"

„Wie es Ihnen gefällig ist," antwortete Amalie, und sie trennten sich noch zufriedner als Tages zuvor.

Am andern Morgen, als der Hofmarschall erwachte, fiel es ihm ein, daß diese häufigen Besuche bey seiner Frau ein anstößiges Aufsehen erregen könnten, und er ließ sich herab, seinen Kammerdiener zu bitten, daß er Niemanden Etwas davon sagen mögte. Dann warf er sich schnell in eine elegante Morgenkleidung, und schlüpfte hinüber zu Amalien.

Amalie war eben mit der heitersten Laune aufgestanden, das Morgenroth auf ihren Wangen wetteiferte mit dem Morgenroth am Himmel, sie war munter, witzig, kurz, sie war

allerliebst, und ihr Gemahl fand nach einer Stunde, daß es doch würklich weit angenehmer sey in Gesellschaft zu frühstücken, als ganz allein, dem Spiegel gegenüber, seine eigene Gestalt anzugaffen, und in seinen eigenen gähnenden Mund zu schauen.

„Wer hindert Sie, sagte Amalie, alle „Tage hieher zu kommen, wenn es Ihnen „bey mir gefällt?“ Er gab zu verstehen, daß er fürchtete, vielleicht andere Besuche abzuschrecken.

Sie. Ich werde Niemanden vermissen, so lange Sie mich schadlos halten.

Er. Wahrhaftig, Madam, ich habe schon einigemal gewünscht, nicht Ihr Gemahl zu seyn.

Sie. Warum das?

Er. Um Ihnen sagen zu dürfen — daß ich Sie liebe.

Amalie. Sagen Sie es immer um der Neuheit Willen.

Er. Fürchten Sie nichts, ich hoffe mich nie so sehr zu vergessen. — Aber — wir haben, wie mich deucht, ein paar recht niedliche Soupers tête à tête genossen; wie wäre es, wenn Sie mir heute Abend ein drittes gäben?

Amalie. Von Herzen gern.

Die Verabredung wurde von beyden Seiten pünktlich erfüllt. Ihre Unterhaltung war diesesmal weniger witzig, weniger glänzend; man sprach weniger, man sah sich öfter an, der Geist verstummte einigemal vor dem Herzen, und es wiederfuhr ihnen sogar, bey einer langen Pause, daß sie sich unwillkührlich die Hände über den Tisch reichten, und sanft drückten, ohngeachtet die Bedienten noch hinter den Stühlen standen. Ach! wer hätte das geglaubt! Amalie bemerkte recht gut, daß es schon sehr spät sey, aber sie sah nicht mehr nach der Uhr. Ihr Gemahl machte nicht die geringste Anstalt sie zu verlassen; er beklagte sich über Trägheit, und doch war er nicht schläfrig. Mit einem Worte: von diesem Tage an trennte man sich nicht mehr des Abends, sondern des Morgens, weil man dann gleich bey der Hand war, das Frühstück zusammen einzunehmen.

Der Herr Hofmarschall, von seiner neuen Eroberung entzückt, führte Amalie einige Wochen nachher aufs Land, wo sie mit Erstaunen gewahr wurden, daß das Schauspiel der Natur und das Concert der Nachtigallen alle andere Schauspiele und Concerte weit über=

trifft. Sie waren anfangs willens, nur ein paar Tage zu verweilen, sie wollten jeden Morgen abreisen, und entschlossen sich jeden Abend anders. Als endlich der falbe Herbst herannahte, kehrten sie nach der Stadt zurück. Sie besuchten noch am nemlichen Tage das Schauspiel, und unser Held hatte den Muth, mit Amalien in einer Loge zu erscheinen.

Wer hätte das geglaubt! So weit kann der unbedachtsame Schritt führen. Spiegelt euch, ihr Ehemänner der großen Welt, an diesem traurigen Beyspiele.

Die Taube.

(Eine Erzählung.)

An beyden Ufern des Rheins wüthete die Flamme des Krieges. Der preussische Hauptmann von A** rückte eines Abends mit seiner Kompagnie in ein Dorf. Die Quartiere wurden vertheilt, und der Schulze wieß dem Hauptmann eines der ansehnlichsten Bauernhäuser an, um darinn zu übernachten.

Der Charakter der preussischen Officiere ist bekannt. Sie sind gewöhnlich brav im Felde, und sanftmüthig zu Hause; gesittet in glänzenden Zirkeln, und gutherzig im Kreise von Naturkindern. Sie tragen an ihrer linken Hüfte einen Degen für den Feind, und in ihrer linken Brust ein Herz für den Freund. Sie weihen in diesem Augenblicke ihr Blut

dem Vaterlande, und in jenem ihre Thräne dem Unglücke. Ein solcher Mann war auch der Hauptmann von A * *

Als der Schulze ihm das Bauernhaus von ferne zeigte, warf er einen Blick dahin, und sah, daß es eine freundliche Wohnung war, von Kirschbäumen umgeben, mit Rasenbänken vor der Thür. Ein kleiner Knabe stand neben dem Kettenhund, und gaffte die fremden Soldaten an, und schlug den Hund, wenn er bellte. Der große Hund leckte ihm freundlich das Händgen, und schmiegte sich vor ihm, wie weiland der Löwe zu Amors Füssen.

Der Hauptmann wunderte sich, daß Niemand herauskam ihn zu empfangen. „Liebes „Kind“ fragte er den Knaben: „sind dei-„ne Aeltern zu Hause?“

„Ja Herr,“ antwortete der Knabe keck, „Vater und Mutter sitzen drinnen in der „Stube.“

Der Hauptmann trat in den Hof. Da sah er einen jungen Bauersmann hinter dem Brunnen stehn, der sich die Augen trocknete, und es schamhaft zu verbergen schien, daß er geweint hatte. Mit halb erkünstelter und halb wahrer Freundlichkeit trat der Bauer hervor, zog seine Mütze ab, und hieß den fremden

Herrn willkommen. Sie giengen zusammen in die Stube. Da saß ein hübsches junges Weib mit rothgeweinten Augen. Sie wischte die Thränen hastig mit dem Halstuch ab, stand auf, und reichte dem Hauptmann die Hand, wobey sie süßsauer lächelte.

Der Hauptmann. Was fehlt euch liebe Leute? ihr habt geweint?

Der Bauer. Ach nein.

Der Hauptmann. Bin ich euch unwillkommen?

Die Bäuerin. Nein ganz und gar nicht. Wenn er nur mit uns verlieb nehmen will. Was wir haben, geben wir gern.

Der Hauptmann. Aber ihr seyd vielleicht arm?

Der Bauer. O nein, Gott hat uns gesegnet, wir haben mehr als wir brauchen.

Der Hauptmann warf einen Blick um sich, und sah wohl, daß der Bauer die Wahrheit redete. Die zinnernen Teller waren so blank gescheuert, silberne Löffel lagen auf dem Tische, und das grosse Bett hatte sogar einen Vorhang von feiner Leinewand. Das seidene Halstuch der Bäuerin, die meerschamene mit Silber beschlagene Pfeife ihres Mannes, alles deutete auf Wohlstand. Im Stalle blöckten

Kühe, wieherten Pferde, und auf dem Hofe trieben sich ein paar geschäftigte Knechte herum.

„Wenn euch nicht Armuth drückt," sagte der Hauptmann, „warum weint „ihr denn?"

„Ach Herr!" versetzte die Bäuerin, „Geld und Gut wollens nicht immer thun. „Ich wollte viel Geld drum geben, wenn —" hier wurde sie durch Schluchzen unterbrochen, und lief zur Thür hinaus.

Wohl hat sie Recht, die gute Frau, dachte der Hauptmann, ich will nicht weiter nach ihrem Kummer fragen. Er schnallte seinen Degen ab, setzte sich auf einen gepolsterten Sorgestuhl, und spielte bis zum Abendessen mit drey kleinen Kindern, die bald so keck wurden, daß sie auf ihm herumkletterten, ihn an seinem Ringkragen zupften und sich am Klirren seiner Sporn ergötzten.

Die junge Hausmutter trug einen Eyerkuchen auf den Tisch, grünen Sallat, Wurst und Schincken. Der Hausvater brachte einen silbernen Becher, und schenkte ihn voll Nierensteiner. Mann lagerte sich um den Tisch, der Hauptmann aß und trank viel, der Bauer wenig, und die Bäuerin gar nichts. Immer

stahl sich von Zeit zu Zeit eine Thräne in ihr Auge, und dann nippte sie ein wenig aus dem Glase, um die Thränen nieder zu schlucken.

„Laß es gut seyn," sagte endlich der Bauer mit einem zitternden Tone: „laß es „gut seyn, liebe Christel. Da, leere einen vollen „Becher, zum Andenken — du verstehst mich „wohl — hin ist hin" — Hier erstickten die Thränen seine eigenen Worte. Das Weib sprang auf und wollte weglaufen. Der Hauptmann erhaschte sie beym Rocke, bat sie, sich keinen Zwang anzuthun, und sprach so sanft und theilnehmend, daß er sie endlich überredete, ihm die Ursache ihres Kummers mitzutheilen. „Ach Herr! schluchzte sie: ich will es ihm „wohl sagen, aber er muß nicht lachen. „Wenn er mich auslacht" — sie konnte nicht weiter reden.

„Geh doch liebe Christel, sagte der „Bauer, der Herr wird nicht lachen, wenn „wir ihm alles erzählen."

„Nein, das werde ich nicht," fügte der Hauptmann hinzu, dem bey diesem rührenden Auftritte das Weinen jetzt schon näher war als das Lachen. Die Bäuerin faßte ihn bey der Hand, und führte ihn zu einem Körbchen

im Winkel des Zimmers, welches mit einem weissen Tuche bedeckt war. Zitternd hob sie das Tuch auf, und der Hauptmann erblickte — eine todte Taube.

„Was soll das heissen?“ fragte er voll Verwunderung: „sind die Tauben hier zu „Lande so selten? oder hat es mit dieser „hier eine besondere Bewandniß? war sie „vielleicht der Liebling eines eurer Kinder, „und von der Katze todt gebissen?“

„Ach nein,“ sagte der Bauer: „sie „starb vor Alter; und daß meine Kinder sich „nicht viel daraus machen, sieht er wohl, „lieber Herr, weil sie ruhig spielen, indessen „wir alte Narren weinen.“

„Sie wissen nicht,“ setzte die Frau schluchzend hinzu, „daß sie vielleicht nicht „auf der Welt seyn würden, ohne diese „Taube.“

Der Hauptmann wurde immer neugieriger. „Nun ich bitte euch, erzählt mir doch.“

„Erzähle, liebe Christel!“ sagte der Mann.

„Wenn ich nur kann,“ versetzte die Bäuerin, und deckte das weisse Tuch wieder über die Taube: „ich erinnere mich wohl noch des „kleinsten Umstands; aber ob ich es so von

„mir geben kann, daß der Herr mich auch „versteht.“ —

„Erzähle nur liebe Christel, ich will dir „schon nachhelfen.“

Der Hauptmann saß am Fenster, die Bäuerin ihm gegenüber; der Mann stand neben ihnen, hörte seiner Frau zu, und nickte zuweilen mit dem Kopfe, als wollte er sagen: ja, das ist wahr. Die Strahlen der Abendsonne tanzten auf den Wellen des Rheins. Am jenseitigen Ufer lag ein Dorf. Die Bäuerin zeigte mit dem Finger dahin: dort, hub sie an, dort liegt mein Geburtsort. Mein Vater war ein wohlhabender Pachter, er ist vor ein paar Jahren gestorben; ich bin seine einzige Tochter. Als ich noch klein war, und Fritz auch noch klein war —

„Fritz? wer ist Fritz?“

Das ist eben mein Mann hier. Wir mogten uns von Jugend auf wohl leiden, und wenn bey uns drüben das Kirchweihfest gefeyert wurde, so kam er mit seinen Aeltern herüber, und ich hatte immer das beste Stück Kuchen für ihn aufgehoben. Und wenn hier im Dorfe Weinlese war, so blieben wir auch nicht weg, und da steckte er mir immer die

süssesten Beere zu. Das währte so lange bis ich zum heiligen Abendmal gieng, da entzweyten sich unsere Aeltern um eine Lumperey. Mein Vater hatte immer einen großen Taubenschlag gehalten, und die Tauben zogen immer Schaarenweise über den Rhein und fraßen Fritzens Vater das Getraide weg. Anfangs wurde ein paarmal freund-nachbarlich darüber gesprochen, und als das nicht helfen wollte, wurde Fritzens Vater hitzig, ein Wort gab das andere, sie wechselten allerley stachligte Reden, und als unsere Tauben einmal wieder hinüber geflogen waren, um zu schmausen, da griff Fritzens Vater nach seiner Flinte, und schoß in den dicksten Haufen hinein. Den andern und dritten Tag machte er es eben so; mein Vater und ich, wir sahen uns nach unsern Tauben um, aber die armen Täubchen kamen nicht wieder. Ich weinte sehr, denn ich hatte sie alle so lieb, und als ich vollends hinauf stieg in den Taubenschlag, und ein Nest mit zwey Jungen fand, die kaum Federn hatten, und nun ohne Mutter waren, da konnte ich mich gar nicht zufrieden geben. Ich trug das Nest herunter in meine Kammer und wärmte es in Baumwolle, und füt-

terte die kleinen Dinger selbst; aber Eines davon krepirte mir doch. Das andere blieb leben, wurd munter und groß, und weil es das Einzige war, so hatte ich es schier eben so lieb, als die andern alle zusammengenommen.

Ich war recht herzlich bös auf Fritzens Vater, aber nicht auf Fritzen, denn ich dachte immer bey mir selbst: Fritze ist gewiß nicht Schuld daran.

„Ich war auch nicht Schuld daran" unterbrach sie der Mann: „thut das nicht „lieber Vater, sagte ich immer, Christel wird „Herzeleid davon haben, und lieber wollte „ich nimmermehr Waizenbrod essen, als der „guten Christel das geringste Leid zufügen. „Aber der lachte und schoß."

Ja er schoß, fuhr die Bäuerin fort, und mein Vater verklagte ihn beym Gerichtsschöppen, daß ein langer Prozeß daraus wurde; und das hat beyden so viel Geld gekostet, daß sie alle Tauben am ganzen Rheinstrom damit hätten kaufen können. Geld hin, Geld her, wenn sie nur nicht darüber in die bitterste Feindschaft gerathen wären. Am nächsten Kirchweihfest durfte Fritz nicht mehr herüberkommen, und als drüben Weinlese ge-

halten wurde, mußte ich zu Hause sitzen. Da merkte ich erst, daß Fritz mir sehr lieb war, denn ich hätte nicht einen Kreuzer um die ganze Weinlese gegeben, wenn er nicht dabey gewesen wäre.

Denkst du denn, sagte der Mann: daß mir die Kirchweihkuchen ans Herz gewachsen waren? O nein! der Tag, an welchem ich meine Christel sah — Gott verzeihe mir die Sünde! — war für mich immer ein Festtag. Ich ließ mir auch keine Mühe verdriessen, und wenn ich so viele Gulden hätte, als ich den Strom hinüber und herüber gerudert bin — weißt du noch Christel? wie einmal der schwere Eisgang war? und wie ich dich in drey Tagen nicht gesehen hatte? ich konnte es nicht länger aushalten, ich sprang in meinen Kahn, befahl mich dem lieben Gott, und fieng an frisch drauf los zu rudern. Christel stand von ohngefähr gegenüber am Ufer, sie winkte mir abwärts, aber als ich sie sah, kam es mir immer vor, als ob sie mir hinwärts winkte. Mitten auf dem Rhein gerieth ich zwischen die Eisschollen, wenn ich hier eine abwehrte, prallte dort wieder eine an. Mein Kahn knackte, und drehte sich wie ein Kreisel, ich konnte nicht vom Flecke. Christel stand am Ufer und

schrie, als ob sie am Spieße stäke. Ihr Vater kam und schleppte sie fort. Ich mußte von meinem Vorhaben ablassen. Mit Angst und Noth und zerbrochenen Rudern, kam ich endlich wieder nach Hause. Aber ich ließ mich doch nicht abschrecken, den andern Tag war ich doch drüben, und es that mir in der Seele wohl, wie Christel mich schalt wegen meiner Verwegenheit, und wie ich doch wohl sehen konnte, daß es ihr nicht unlieb war.

Freylich, du böser Mensch, war es mir nicht unlieb, sagte die Frau, aber ich wollte doch lieber einen ganzen Monat von dir getrennt seyn, als noch Einmal eine solche Angst ausstehen. Damals war es eben, als mein Vater entdeckte, daß ich dir gut war. Er schlug mich ins Gesicht, und drohte mir mit der Peitsche, wenn ich je wieder ein Auge auf dich werfen würde. Aber das wollte doch alles nicht helfen. Fritz kam die Woche ein paarmal herüber, und lauerte so lange, bis er mich zu sehen kriegte. Sonntags wußte ich gewiß, daß ich ihn in unserer Kirche sehen würde. Da stand er immer neben dem Taufbecken, und schielte herüber nach den Weiberstühlen, und wenn er den Hut vor das Gesicht hielt, um das Vater Unser zu

beten, merkte ich wohl, daß ein Winkelchen vom Auge nach meiner Seite hin offen blieb.

Du Schelm! sagte der Mann, freylich kam ich nur in die Kirche um deinetwillen. Zu meinem Vater sprach ich immer: der Pfarrer im Dorfe gegenüber predigt besser als unser Pfarrer, er redet besser in's Herz. Es waren aber deine schwarzen Augen, die mir so an's Herz redeten. Euren Pfarrer konnte ich eigentlich gar nicht leiden, wegen seines Sohnes — du verstehst mich wohl —

Was sollte ich nicht? versetzte die Frau: der Sohn war ein junger Laffe, der mir überall nachgieng. Er hatte studirt und machte sogar Verse. Er verglich meine Augen immer mit allerley Sterne, und meinen Hals mit allerley Blumen und Thieren. Gebe er sich keine Mühe, Musje, sagte ich zu ihm, aber er hörte doch nicht auf. Das mogte wohl daher kommen, weil mein Vater ein reicher Mann war, und weil der Seinige es gern gesehen hätte, daß aus uns ein Paar geworden wäre. Mein Vater war es auch wohl zufrieden, denn der alte Pfarrer hatte es bey unserm Fürsten dahin gebracht, daß man ihm den Sohn zum Adjunktus setzte, und mein Vater hatte eine große Freude wenn er

dachte, wie ich als Frau Pfarrerin, mit einem seidenen Rocke in dem vergitterten Kirchenstuhle sitzen würde. Aber die Seide machts nicht aus; wer nicht frohes Herzens ist, dem kommt Atlas vor wie Haartuch. Der Herr Adjunktus war ein feiner Mann, der stark gepudert gieng, und mich durch ein Glas besah; aber Fritzens braunes Haar, und sein helles klares Auge waren mir doch lieber. Ich mußte viel leiden, um meiner Störrigkeit willen, wie sie es nannten. Mein Vater war sauer gegen mich, und mein Liebhaber süß; das Erste that mir weh, aber das Letzte war mir unausstehlich. Der alte Pfarrer ermahnte mich, seinen Sohn zu heurathen, gerade mit dem nämlichen strafenden Tone, den er im Beichtstuhle zu haben pflegte. Wenn ich meinte, der Adjunktus solle warten, bis ich ihn lieben würde; so sagten sie Alle, die Liebe komme im Ehestande hinterdrein; und doch kam es mir vor, wenn ich Fritzen ansah, als wäre die Liebe schon lange vorausgegangen, und wartete nun am Altar auf den Ehestand. Kurz, ich entschlüpfte ihnen immer wie ein Rothkehlgen der Katze, und der alte Pfarrer pflegte sich damit zu trösten, daß ich noch ein Kind sey, welches wohl zur

Vernunft kommen würde. Ich dachte bey mir selber; tröstet euch nur, ich weiß besser, wo der Hund begraben liegt.

Indessen hatte Fritz doch auch noch kein Sterbenswörtchen von Liebe gesagt, was man nämlich so mit dem Munde sagt; denn in seinen Augen stand es immer so groß geschrieben, als des Schulmeisters Neujahrwünsche. Wenn er mich recht scharf ansah, so wurde mir die Brust ganz beklommen, und ich mußte meine Blicke niederschlagen. Wenn er mich bey der Hand faßte, so flog mir eine Wärme durch den ganzen Leib, und sammelte sich endlich auf meinen Backen, die zuweilen so heiß wurden, als ein frisches Brod, das eben aus dem Ofen kommt.

Ich hatte nun mein einziges Täubchen groß gezogen, es fraß mir aus der Hand und aus dem Munde. Wenn ich spatzieren gieng, flatterte es um mich her, flog auch wohl manchmal recht weit weg; aber wenn ich es lockte, kam es gleich wieder, setzte sich auf meine Schulter, und schnäbelte mich. Ich meinte damals, ich könnte das gute Täubchen unmöglich mehr lieben, und ich habe es doch nachher noch weit lieber gewonnen.

Eines Tages spatzierte ich da drüben am Fusse des Berges, auf welchem vor vielen hundert Jahren ein altes Raubschloß gestanden hat, wovon Er noch die Ruinen sehen kann. Jetzt wohnen nur Gespenster und Eulen zwischen dem verfallenen Gemäuer, und in dem dicken runden Thurme nisten große Habichte. Als ich da so herum schlenderte, und an Fritzen dachte, vergaß ich meine Taube, die nach ihrer Gewohnheit vor mir hergeflogen war, und als ich mich nach ihr umsah, erblickte ich einen grimmigen Habicht, der über ihr schwebte, und in dem nämlichen Augenblicke auf sie herabstieß. Ich schrie überlaut, zitterte, und stand wie eingewurzelt auf meinem Platze. Mein armes Täubchen war mit sammt dem Habicht hinter einem Hügel verschwunden. Ich fieng erbärmlich an zu weinen, und hielt meinen kleinen Liebling für verloren. Bitter böse schalt ich auf Fritzen, daß er Schuld daran sey, weil ich so viel an ihn gedacht, und darüber die Taube vergessen hatte. Plötzlich erschien Fritz, der gute Fritz! auf der Spitze des Hügels, hatte mein Täubchen in der Hand, und zeigte mir schon von ferne, daß es noch lebte und flatterte.

Ich verkroch mich immer oben in dem alten Gemäuer, sagte der Mann, weil man von da aus das ganze Dorf am Fusse des Berges überschauen, und meiner Christel bis vor die Hausthüre sehen konnte. Als ich sie spatzieren gehen sah, fieng ich an herunter zu klettern, und gerade als ich dort an den zweyten Abhang kam, schoß der Habicht mit der Taube zu meinen Füssen nieder. Der Dieb erschrack nicht wenig als er mich sah, ließ die Beute fahren, und zwang sich wieder in die Luft. Dem guten Täubchen war kein Leid geschehen, es war nur erschrocken verblüfft. Ich nahm es auf, und weil ich Christeln so jämmerlich schreyen hörte, so sprang ich geschwind auf den Hügel, und schüttelte das Täubchen an den Füssen, daß es flattern mußte.

Ich klaschte vor Freuden in die Hände, fuhr die Bäuerin fort, und als Fritz herabkam, fiel ich ihm um den Hals. Er küßte mich zum Erstenmale; er küßte mich aber gleich so oft, daß wir die Taube wieder vergaßen. Zum Glück war sie scheu geworden, und wich nicht von meiner Seite. Wir setzten uns ins Gras, und waren wohl ein paar Stunden beysammen. Da sprachen wir

zum Erstenmale vom Heurathen, und wie wir unsere kleine Wirthschaft einrichten wollten. Es wurde Abend, ehe wir es uns versahen. Fritz war traurig, daß er von mir scheiden mußte, und bat mich, ihm wenigstens die Taube mitzugeben, damit er doch Etwas hätte, das mir angehörte. Ich mußte ihn wohl schon sehr lieb haben, weil ich ihm mein Täubchen mitgab. Aber ich band es ihm auf die Seele, und er lächelte darüber, und meinte, die Taube wäre ihm jetzt lieber als sein Leben.

So war es auch, sagte der Mann, ich trug sie in meinem Busen als ich hinüber ruderte, sie fraß von meinem Brode und schlief in meinem Bette.

Aber nicht wahr, versetzte die Frau, sobald du das Fenster aufmachtest, flog sie doch weg, und kam wieder zu mir?

Ey nun ja, erwiederte der Mann, das konnte ich ihr nicht verdenken, ich hätte es auch so gemacht. Wenn ich dann zu meiner Christel kam, nahm ich sie doch wieder mit, und als ich merkte, daß sie von mir immer straks zu ihr flog, band ich ihr eines Tages ein rothes Bändchen um den Hals, und hieng ein Briefchen daran.

Das war eine große Freude, sagte die Bäuerin; ich herzte und küßte das liebe kleine Thier, ich hätte es nicht für eine ganze Heerde Schaafe weggegeben. Nach und nach wurde es ordentlich eine Verabredung zwischen uns, daß Fritz immer die Taube mitnahm, und sie mir den andern Tag zu einer gewissen Stunde wiederschickte. Sie kam dann an mein Kammerfenster, pickte mit dem Schnabel an die Scheiben, ich machte auf, nahm ihr das Briefchen ab, und streute ihr Waizenkörner zum Botenlohn.

Eines Tages besuchte uns der Adjunktus. Es war schönes Wetter, wir saßen vor der Hausthür, er schwatzte allerley verliebtes Zeug, und wegen der schwülen Sommerluft fieng ich an zu schlummern. Als ich aber die Uhr auf dem Kirchenthurme brummen hörte, — es war gerade die Stunde, wo meine Taube kommen sollte — da wurde ich ganz munter, und wollte flugs auf meine Kammer gehn; aber der Adjunktus ließ mich nicht weg, ich saß wie auf Nadeln. Er gab mir eben zu verstehen, daß er wohl gemerkt hätte, wie ein junger Bauerkerl aus dem Dorfe gegenüber mir nachschleiche, und daß ich auch immer in der Kirche nach ihm schielte. Ich sollte

mich schämen, sagte er — da wurde ich böse, und trumpfte ihn wacker ab, und wollte fort. Er trat mir in den Weg. Siehe, da kam gerade mein Täubchen geflogen, hatte wohl schon lange an meinem Fenster gepickt, und als es mich da nicht fand, mogte es meine Stimme gehört haben, (denn es kannte meine Stimme gar zu gut) es flatterte herunter und setzte sich auf meine Schulter. Ich erschrack und riß ihm hastig das Briefgen mit dem rothen Bande vom Halse, und husch war ich damit in die Tasche. Aber der Adjunktus hatte es doch gesehen. Was war das? fragte er neugierig. Es war nichts, sagte ich, aber freylich straften mich meine rothen Backen Lügen. Er wurde nachdenkend, sah mich scharf an, und je mehr er mich ansah, je röther wurden meine Backen. Ich verstehe, hub er endlich an. — Was versteht er? — mein gutes Kind, sie ist gewitzigter als ich glaubte, aber man wird dem Dinge auf die Spur kommen. — Mit diesen Worten gieng er seiner Wege, und warf mir noch einen Blick zu, wie der Schulmeister, wenn er einen Jungen antrift, der hinter der Schule weggelaufen ist. Ich dachte, laß den Narren glauben was er will, was kümmerts

mich. Aber der boshafte Mensch sann auf einen hämischen Streich.

Einige Tage nachher hatte Fritz wieder unsern geflügelten Boten abgefertigt, und weil damals mein Vater eben sehr arg tobte, und mir mit seinem Fluche drohte, wenn ich nicht von Fritzen ablassen wollte; so war der arme Schelm ganz mißmuthig geworden. Er schrieb mir — was schriebst du mir doch?

Ich schrieb dir, sagte der Mann, daß ich mich in den Rhein stürzen wollte, und klagte über deinen Vater, und fluchte über den Adjunktus; es war ein Brief so lang als die Litaney, und klang auch ungefähr so.

Erst lange nachher, fuhr die Bäuerin fort, bekam ich ihn zu lesen; denn an dem Tage, an welchem Fritz ihn schrieb, wartete ich vergebens auf meine liebe Taube. Um fünf Uhr sollte sie kommen, es schlug halb sechs und sie kam noch nicht. Mein Kammerfenster stand weit offen, die Waitzenkörner waren gestreut, und mein Herz schlug ihr entgegen; aber sie kam nicht. Das machte mir traurige Gedanken. Fritz hatte mich noch nie warten lassen, warum denn heute zum Erstenmal? ist meinem Täubchen ein Unglück begegnet? das wäre schlimm. Oder ist Fritz krank ge-

worden? das wäre noch schlimmer. Es fiel mir ein, daß ich den Adjunktus mit der Flinte hatte durch das Dorf schleichen sehen. Sollte der abscheuliche Mensch — dachte ich bey mir selbst — aber Nein, das wäre gar zu arg, er predigt ja das Wort Gottes, und wird nicht so grausam niederträchtig handeln. Zwar hatte ich um die Zeit wohl auch einen Schuß fallen hören, aber ich wußte, daß unsere Fürstin gerade an dem Tage auf der Jagd war, und daß sie dann immer auch in unsere Gegend zu streifen pflegte. Wer weiß was sie geschossen haben, dachte ich; wer weiß was Fritzen sonsten in die Queere gekommen ist; morgen wird mein Täubchen wohl an's Fenster picken; wo nicht, so muß ich Geduld haben bis übermorgen, dann kommt Fritz selbst. So sprach ich mir Trost zu, aber recht wollte es doch nicht gelingen. Der Vater wunderte sich, als ich Abends bey Tische den Speck-Pfannkuchen nicht anrührte, den ich sonst so gern esse; und ich selbst wunderte mich noch mehr, als der Wächter im Dorfe die Mitternachtsstunde abrief, daß ich noch immer nicht eingeschlafen war.

Am andern Tage, so gegen die Mittagsstunde, als eben das Vieh hereingetrieben

wurde,

wurde, stehe ich vor unserer Thür, und schwatze mit Nachbars Gretchen. Sieh doch, Christel, ruft sie plötzlich, die schöne Kutsche die da zum Dorfe herein fährt. Ich wende meine Augen dahin, und sehe wirklich eine grüne Schäse, so glatt polirt, daß man sich darin spiegeln konnte, und vier Schimmel davor, und ein Kutscher der von Silber starrte, und ein Lakay, der nichts schlechter war als der Kutscher. Klitsch! klatsch! fuhren sie durch das Dorf, alle Leute kamen heraus vor die Thür und gafften. Wir blieben stehen, Gretchen und ich, um zu wissen, wer in der schönen Kutsche säße? aber als sie näher kam, sahen wir daß Niemand darinn saß.

Schon in der Ferne hatte der Kutscher ein paarmal stille gehalten, und bald links bald rechts nach etwas gefragt, und dann hatten die Leute mit den Fingern immer weiter vorwärts gezeigt. Warum mag er doch fragen? brummte ich vor mich hin, und kaum hatte ich das Wort herausgebrummt, als der Wagen vor unserer Thür hielt, und der Kutscher mir zurief: sage sie mir doch Jungfer, wo wohnt der Pachter? — Der Pachter Bergfeld ist mein Vater, was soll er? —

Als der Lakay meine Antwort hörte, sprang er flugs herunter, kam herein zu meinem Vater, und vermeldete ihm einen Gruß von unserer Fürstin, mit dem Bedeuten, daß er ihr seine Tochter, Christel mit Namen schicken solle. Ich erschrack nicht wenig, und mein Vater machte große Augen. Kennt unsere Fürstin dich? fragte er. Das ich nicht wüßte, antwortete ich. Wir konnten nicht klug daraus werden, und der Lakay wußte uns auch weiter nichts zu berichten. Nun in Gottes Namen! sagte mein Vater endlich, nachdem er wohl ein dutzendmal hm! hm! vor sich hin gebrummt hatte: unsere Durchlauchtigste Fürstin ist eine fromme, liebreiche Dame, bey ihr bist du gewiß nicht schlecht aufgehoben. Fahre hin und laß mich bald Nachricht von dir hören. — Mir war es gar nicht recht. Ich fragte den Bedienten: ob ich auf den Abend zurück kommen würde? er wußte es nicht. Du lieber Himmel! dachte ich, das kann dauern bis Morgen, und dann kommt Fritz und findet mich nicht, er wird unruhig werden, und ich erfahre auch nicht, wo meine Taube geblieben ist! Was war zu thun? ich nahm mir vor, im Nothfall der Fürstin zu sagen, daß Fritz auf mich warte.

Geschwind lief ich an den Brunnen und wusch mich fein sauber, dann sprang ich auf meine Kammer, zog ein rothes Mieder mit silbernen Haften, und fünf neue Röcke an. Ehe ich noch recht wußte wie mir geschah, saß ich schon im Wagen, und klitsch! klatsch! gieng es zum Dorfe hinaus. Die Leute sperrten die Mäuler weit auf: Bergfelds Christel! flüsterte man hier: Bergfelds Christel, zischelte man dort; wo mag sie hinfahren? Es war mir wunderlich zu Muthe. Ich kannte jeden Baum und jeden Strauch in der ganzen Gegend, aber aus dem Wagen kam alles ganz anders vor. Ich schämte mich, daß der Lakay hinter mir stand, ich nöthigte ihn herein in den Wagen, aber er lachte und wollte nicht kommen.

Als wir etwa eine halbe Stunde gefahren waren, machte mich das sanfte Schaukeln ganz schläfrig. Ich fieng an zu nicken, und fuhr mit Schrecken in die Höhe, als der Wagen plötzlich still hielt. Da standen wir vor einem prächtigen Schlosse, an einer großen Treppe, und zwey schnurrbärtige Grenadiers spatzierten auf und nieder. Eine Menge Bedienten liefen hin und her, und Köche mit weissen Schürzen. Ich mußte aus,

steigen, und die große Treppe hinaufgehn, da schallte es, wenn ich gieng, wie in der Kirche. Man führte mich in ein Zimmer, das war voller Menschen, auch vornehme Damen darunter. Es roch in dem Zimmer so süß wie Gewürznelken, und an der Decke waren Engelgen gemahlt, und eine schöne große Frau mit Hunden, die trug das erste Viertel auf dem Kopfe.

Nachdem ich das alles eine Zeitlang angegaft hatte, wurde ich herein gerufen zu der Fürstin. Ich wollte einen tiefen Knix machen, und fiel der Länge lang auf den Boden, denn der Boden war so glatt wie ein Spiegel. Die Fürstin lächelte wohl, aber sie lachte mich doch nicht aus, denn sie ist eine herzensgute Frau. Die sollte Er kennen, lieber Herr, und die ganze Welt sollte sie kennen. Wenn die gottlosen Franzosen solche Fürstinnen hätten, was gilts, sie würden sie auf den Händen tragen.

Wie heißest du, liebes Kind? — hub sie an. — Ich heiße Christel Bergfeld. — Wie alt bist du? — siebenzehn Jahr. — Ich habe viel gutes von dir gehört, und will für dein Glück sorgen. — Ich machte einen Knix. — Mögtest du wohl heyrathen? — o ja. — Das freut

mich, ich werde dir einen braven Mann aussuchen. — Ach gnädigste Fürstin! das wäre zu viel Gnade, ich will schon sehen, daß ich mir selbst Einen aussuche. — Sie lächelte. — Hast du vielleicht schon eine Wahl getroffen? Ich stockte und wurde blutroth. Das macht, ich dachte an Fritzen. Aber ich schwieg mäusgen stille, denn es wollte sich doch nicht schicken, daß ich Fritzen vor einer Durchlauchtigen Fürstin so geradezu nannte. Nun sprach sie ein langes und ein breites von einem Tafeldecker den sie mir zum Manne geben wollte. Da sollte ich in der Stadt wohnen, und in seidenen Kleidern gehn, und was weiß ich alles. Mich überfiel eine Bangigkeit, ich konnte nicht reden, und konnte auch die Thränen nicht verschlucken.

Was fehlt dir gutes Kind? sagte die Fürstin, mit einer sanften süssen Stimme, daß mir das Herz ganz weich davon wurde. Gewiß hast du schon was Liebes? Gesteh es mir nur gerade heraus. —

Als sie mir das Messer so tief an die Kehle setzte, da platzte ich endlich los, und nun gieng es wie ein Strom aus meinem Munde. Nicht das kleinste behielt ich auf dem Herzen, Fritz war immer mein drittes

Wort, und daß ichs kurz mache, ich sagte ihr geradezu, daß ich mit meinem guten Willen nie eines andern Weib seyn würde. Mir war bange, sie möchte es übel nehmen, aber sie blieb freundlich wie zuvor. Bedenke nur, sagte sie, wenn du den Tafeldecker heyrathest, so brauchst du dich um nichts zu bekümmern; du hast eine Köchin, und kannst die Hände in den Schoos legen. Wirst du aber Fritzens Weib, so mußt du selber in die Kuche treten, die Suppe ans Feuer setzen, und das Geschirr aufwaschen. — O das thu ich recht gern! mit Fritzen wird hernach die Suppe desto besser schmecken. — Meinst du? Aber verstehst du denn auch, was zu einer ordentlichen Hausfrau gehört? kannst du kochen und backen, nähen und waschen? — o ja. — Du bist sehr keck mit deinem o ja, und ich wette doch, wenn ich dich auf die Probe stelle, du verstehst nicht einmal ein Huhn, oder eine Taube zu schlachten. — Hm! antwortete ich ein wenig spöttisch, das wäre arg. — Einem Huhn den Hals abzuschneiden, oder einer Taube das Messer zwischen den Schnabel zu setzen, und ihr ritsch! den halben Kopf weg — zu säbeln, das wär auch wohl eine große Kunst. — Das möchte ich

doch einmal sehen, sagte die Fürstin, und wandte sich zu einem hübschen blutjungen Herrn, der hinter ihr stand, und der ein silbernes Achselband trug. Sie befahl ihm, er sollte in die Küche gehn und eine Taube und ein Messer für mich holen. Der junge Herr lachte in sich hinein wie ein Schalk und lief fort. Vergieß nicht, liebes Kind, warnte mich die Fürstin, daß, wenn du nur geprahlt hast, und die Taube nicht zu schlachten verstehst, du statt Fritzen den Tafeldecker heyrathen must. — Das kam mir lächerlich vor; ich versprach den Tafeldecker auf der Stelle zu heyrathen, wenn ich die Taube nicht auf einen Schnitt ums Leben brächte; und ich bedauerte nur den schönen glatten Fußboden, weil das Blut darauf tröpfeln würde.

Das hat nichts zu bedeuten, sagte die Fürsten lächelnd, und eben trat der junge Herr mit der Taube herein. Aber wie erschrack ich! es war meine Taube. Ich erkannte sie auf den ersten Blick. Zum Ueberfluß hieng ihr noch ein Zettelgen am Halse, worauf geschrieben stand: schlacht mich nicht, ich bin Fritzens Taube. Ich blieb mit offenem Maule stehn, sah bald die Fürstin und bald den jungen Herrn an, und wußte nicht was ich

davon denken sollte. Der junge Herr, merkte ich wohl, hatte Lust zu lachen, aber die Fürstin war ganz ernsthaft. Nun? sagte sie, laß deine Geschicklichkeit sehen. — Ich diese Taube schlachten! rief ich, und Thränen schossen mir in die Augen; lieber wollte ich mir selber den kleinen Finger abschneiden. Ich liebkoste das arme Täubchen, und wurde von ihm geliebkost; aber nun sah ich erst, daß ihm ein Flügel gelähmt war. Das machte mich ganz wild, ich vergaß wo und bey wem ich war, ich schalt auf die unbarmherzigen Menschen, und nahm kein Blatt vor den Mund. — Wozu das Geschwätz? hub die Fürstin endlich an: kannst du die Taube schlachten oder nicht? — Hundert Tauben will ich schlachten, nur diese nicht. — So wirst du dir gefallen lassen, den Tafeldecker zu heyrathen.

Ich sah die Fürstin wehmüthig an, als wollte ich sagen: das ist ihr Ernst nicht. Aber sie machte mir ein strenges Gesicht, und befahl mir, bey ihren Kammerfrauen zu bleiben, bis sie mich wieder rufen lassen würde. Ich mußte dem jungen Herrn folgen, mein armes Täubchen blieb bey der Fürstin zurück. Unterwegens erzählte mir mein Führer, die

Fürstin sey Tages zuvor auf der Jagd gewesen, und als sie gegen Abend am Rhein herunter geritten, sey plötzlich in der Nähe ein Schuß gefallen, man habe sich umgesehn, da sey eine Taube mitten zwischen dem Gefolge niedergestürzt, und weil sie ein rothes Bändchen mit einem Briefgen um den Hals getragen, so habe man sie der Fürstin gebracht, die das Briefgen gelesen, und befohlen, die Taube mitzunehmen. Gleich darauf habe sich der Schütze sehen lassen, der einen blauen Rock mit schwarzen Knopflöchern, und eine runde Locke getragen; er sey hastig aus dem Busche getreten, und habe allem Ansehn nach große Lust gehabt, die Taube für sich zu behalten; aber aus Respekt vor der Fürstin, sey er mit dem Hut in der Hand von ferne stehen geblieben.

Das ist der gottlose Adjunktus! rief ich, und weinte. Der junge Herr brachte mich zu den Kammerfrauen, die gar schöne freundliche Damen waren, und mir Konfekt und Kaffee vorsetzten, aber ich konnte weder essen noch trinken. Zwar sagten sie mir auch, daß man meiner armen Taube den gelähmten Flügel mit Balsam bestrichen, und daß sie nicht sterben würde; aber mir war eng und weh

ums Herz, ich quälte mich mit traurigen Gedanken, wie es werden würde, wenn ich den Tafeldecker heyrathen müßte, und was Fritz dazu sagen würde? Als der Abend hereinbrach, wollte ich nach Hause, man ließ mich nicht fort. Die Menschen begegneten mir alle recht freundlich, aber sie ließen mich doch nicht fort. Ich wurde in ein schönes weiches Bett gelegt, und konnte gar nicht schlafen. Während die andern um mich her schnarchten, betete ich recht inbrünstig, und — Gott verzeih mir die Sünde! — ich stieß auch manche Verwünschungen gegen den Adjunktus aus. Mit Sonnen Aufgang war ich aus dem Bette, saß am Fenster und weinte. Die schönen Damen lachten mich aus, und sprachen mir Muth ein, aber wo sollte ich Muth hernehmen ohne Fritzen! — Das dauerte so den lieben langen Tag, und noch zwey andere Tage. Ich wollte verzweifeln vor Unmuth und Langerweile; bis endlich der junge Herr wieder kam, und mich zu der Fürstin berief. Aber Fritz, nun ist die Reihe an dir, erzähle wie es dir unterdessen ergieng.

Wunderlich genug, sagte der Mann; ich stieg froh und wohlgemuth aus dem Bette, und ließ mir gar nicht träumen, was für selt-

same Dinge unterdessen vorgefallen waren. Ich schickte mich eben an, das Wasser aus meinem Kahne zu schöpfen, weil ich hinüber wollte zu Christeln, da kam ein fürstlicher Stallknecht geritten, fragte, wie ich hieße? und als ich ihm antwortete: Fritz Heinemann; befahl er mir auf der Stelle mit ihm nach der Stadt zu kommen, weil die Fürstin mich sprechen wolle. Anfangs hielt ich's für Spaß, und meinte er solle mich ungeneckt lassen; aber er fluchte wie ein Pandur, und ließ mir kaum so viel Zeit meine Sonntagsjake anzuziehen. Gar zu gern hätte ich es wenigstens bis auf den andern Tag verschoben, weil ich dachte, Christel wird auf mich warten, und es ist doch besser, daß die Fürstin wartet als Christel; überdieß hatte ich meiner Christel viel, sehr viel zu sagen, und der Fürstin ein nicht Sterbenswörtchen; das half Alles nichts, ich mußte über Hals und Kopf mit fort trollen. Als wir auf das Schloß kamen, wurde ich in einen schönen großen Garten geführt, da saß die Fürstin auf einem hölzernen grün bemahlten Stuhle, und vor ihr hin lief eine lange lange Allee, und am Ende der Allee stand ein rundes Gartenhäusgen, sie nannte es einen Tempel. Es ist mir noch immer als

ob ich Alles das vor mir sähe. Um die Fürstin her waren viele schöne Herren und Damen. Ich machte einen großen Krazfuß, und hielt meinen Hut vor den Bauch.

Wie heißest du? fieng die Fürstin an. — Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, antwortete ich, ich heiße Fritz Heinemann. — Das ist mir lieb, sagte sie, du bist ein braver Bursch, fromm und fleißig, ich will dir auch eine gute Frau geben. — Ach! mit der Frau hats gute Wege, die will ich mir schon selber suchen. — So? aber ich habe dir des Tafeldeckers Tochter zugedacht. Sie ist hübsch und hat Geld. — Je du lieber Gott! ich weiß wohl eine, die auch hübsch ist, und auch Geld hat, und für die ich durchs Feuer liefe. — Laß doch hören, wer wäre denn die? — Christel Bergfeld mit Respekt zu sagen, Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, und in meinem Leben kann ich kein anderes Mädchen heurathen: das wäre eben so, als ob der Main nicht mehr in den Rhein fließen sollte. Wahrhaftig? aber will sie dich denn auch? — o ja sie will wohl, wenn nur der Vater wollte. — Du mußt sie zu verdienen suchen. — Hat sich was zu verdienen. Ich habe Christel lieb, und Christel meint das sey Verdienst genug. — Ja für

Christeln, aber nicht für den Vater. Wie wäre es, wenn du mich zur Freywerberin machtest? — Ich scharrte einen Kratzfuß. — Aber umsonst thue ich es nicht; du mußt mir versprechen, mir wenigstens drey Jahre als Soldat zu dienen. — Ey warum das nicht! Christel ist nicht älter als siebenzehn Jahr, und ich nicht älter als zwey und zwanzig. Hat doch der Erzvater Jakob vierzehn Jahr um die schöne Rahel die Schaafe hütten müssen, und Rahel war gewiß nicht so hübsch als Christel. — Sie lachten alle wie die Narren, als ich das so treuherzig heraus sagte.

Gut, Fritz Heinemann, fuhr die Fürstin fort, du wirst Soldat werden, aber kannst du auch schießen? — Warum nicht? es ist wohl eine große Kunst, eine Flinte abzudrucken. — Das Schießen allein macht es nicht aus, man muß auch treffen. — Je nun, wenn das Ding, das ich treffen soll, mir nahe genug ist. — Was meinst du, kannst du wohl versprechen, in einer Entfernung von zwanzig Schritten eine Taube todt zu schießen? — o ja. — Wohlan, das wollen wir bald sehn, aber triffst du die Taube nicht, so wird auch Christel nich dein Weib. — Nur her mit der Taube. —

Die Fürstin winkte, flugs liefen ein paar Bedienten fort, kamen um eine kleine Weile wieder, der eine gab mir eine schöne blanke Flinte in die Hand, und der andere band zwanzig Schritte von mir eine Taube an einen Strauch. Ich warf meinen Hut weg, und schlug die Flinte an. Als ich aber recht nach der Taube blinzelte, mein Seel, da kam es mir vor, als wär es unsere Taube. Wie der Blitz lief ich hin, sie war es. Um ihren Hals hieng ein Zettelchen mit den Worten: schieß mich nicht, ich bin Christels Taube. — Je du lieber Gott! schrie ich; wo kommst du her armes Täubchen? — Das kann dir gleich viel gelten, sagte die Fürstin, schieß nur. — Ich diese Taube schiessen? lieber wollte ich ein Auge aus dem Kopfe verlieren. — Hast du nicht versprochen? — Ja wenn es nur sonst eine berühmte Taube wäre, die zum Exempel, aus Noahs Kasten, oder die des türkischen Lügenpropheten; aber Christels Taube! Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht soll wissen, daß mein Vater und Christels Vater einen langen Prozeß über die verwünschten Tauben miteinander geführt haben, und sind einander grimmig Feind worden, weil mein Vater ein halbes Hundert auf einmal

todt schoß. Soll ich nun mit Christeln auch einen Prozeß führen? und auch grimmig Feind werden? Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, das geht nimmermehr an, denn wir lieben einander wie die Tauben, und diese hier hat ehrlich und redlich unsere Briefgen getragen; der Gott sey bey uns mag wissen, wie sie in die Gefangenschaft gerathen, und wollte ich gern einen feisten Hammel drum geben, wenn ich sie wieder mitnehmen dürfte. — Das sagte ich, und noch allerley was mir in den Mund kam. Ich gab die süssesten Worte, aber alles vergebens. Die Fürstin wurde zornig und ließ mich auf die Hauptwache führen. Da saß ich drey Tage und machte Kalender. Zwar ließen sie mir nichts abgehen, und der Offizier gab mir zu essen von seinem eigenen Tische; aber ich wurde doch in den drey Tagen so mager wie ein Hering, weil ich immer dachte: du lieber Gott! was soll daraus werden? und was wird Christel denken? — Endlich hieß es; Marsch! die Fürstin will noch einmal mit dir reden. — Ich wurde wieder in den Garten geführt — aber Christel, nun ist es an dir, du erzählst besser als ich.

Der junge Herr, sagte die Bäuerin, der mich abholte, brachte mich geradesweges auf den Platz im Garten, den Fritz beschrieben hat. Da saß die Fürstin mit ihrem ganzen Hofstatt. Aber ich mußte seitwärts stehen bleiben, und sie redete nicht ein Wort mit mir. Es währte nicht lange, so kam auch Fritz von der andern Seite. Als er mich sah, und als ich ihn sah, schrien wir beyde laut auf, und wären einander gern in die Arme geflogen, wenn der Respekt es zugelassen hätte. Die Herren und Damen vom Hofe hielten Schnupftücher und Fächer vor die Gesichter, ich merkte wohl, daß sie lachten; aber die Fürstin blieb ganz ernsthaft, und sah fast ungnädig aus. Ein Lakay brachte ihr unsere Taube, sie nahm sie auf den Schoos, rief mich näher, und fragte: ob ich noch nicht entschlossen sey, die Taube zu schlachten? — Ich kann wahrhaftig nicht, sagte ich mit Thränen; meine Hand würde zittern, und mein Herz würde brechen. — Nun, versetzte die Fürstin, so stelle ich dir hier den Tafeldecker als deinen Bräutigam vor. Sie zeigte auf einen kleinen buckligten Menschen der neben mir stand, und mir einen freundlich tiefen Bückling machte. —

Lieber Herr, sagte ich zu ihm, heyrathe er mich ja nicht. Es geht nicht gut, denn ich liebe Fritzen, und ich sage es ihm vorher, daß es übel ablaufen wird.

Es giebt noch ein Mittel, sagte die Fürstin, und wandte sich zu Fritzen, der unterdessen ein grosses Stück aus seinem Hute gekniffen hatte; wenn dieser junge Mensch sein Versprechen hält, mir drey Jahre als Soldat zu dienen, und zur Probe, daß er mit Schießgewehr umzugehen versteht, auf der Stelle diese Taube todt schießt. — Das wird er nicht thun, rief ich hastig, das wird er gewiß nicht thun! — Nach seinem Gefallen, versetzte die Fürstin; wenn er es nicht thut, so steht seine Braut auch schon neben ihm. — Fritz erschrack und sah sich um; ein großes häßliches Mensch mit einer Haube auf dem Kopfe, schilte ihn mit frechen Blicken an. — Nun Fritz, was meinst du? fuhr die Fürstin fort: willst du diese oder jene? — Hat sich was zu fragen, Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, ich will meine Christel haben. — So greif nach der Flinte. — Fritz gluxte verstohlen nach mir hin, und wuste nicht was er thun sollte. Wie war es doch Fritz? was sprachst du zu mir?

Der Bauer nahm das Wort: Je nun, ich meinte, eine Taube wäre doch immer nur eine Taube; es käme auf einen herzhaften Druck mit dem Finger an, so wäre es geschehen; Christel sollte lieber nicht hinkucken; es wäre doch besser, daß wir uns heyratheten, als daß die Taube leben bliebe, die nicht einmal ein Männchen habe. — So? sagte Christel, und du könntest unser armes Täubchen wirklich todt schießen? — Ich meinte, wenn ich nur erst ein paar Gläser Branntwein im Leibe hätte, so wollte ich mir wohl ein Herz fassen. — Aber da erinnerte mich Christel an die vielen Briefgen, welche die Taube ihr zugetragen, und wie ich sie aus den Klauen des Habichts errettet; und wie Christel mir den ersten Kuß dafür gab, der mir noch wie Feuer auf den Lippen braunte. Kurz, sie machte mich so weichherzig, daß mir das Schluchzen ankam, und ich sagte: Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, thun Sie mit mir, was Sie wollen; aber dem armen Täubchen thue ich ein für allemal nichts zu Leide. — Da machte die Fürstin ein böses Gesicht. Wohlan, sagte sie, ihr habt euer Unglück euch selbst beyzumessen.

Mit diesen Worten setzte sie die Taube auf die Erde, welche straks die Allee hinab zu laufen begann, gerade auf das runde Häusgen zu, das in der Ferne stand. Mir und Christeln befahl die Fürstin, der Taube zu folgen, wohin sie uns führen würde; dort sollten wir unser Schicksal erfahren. Wir gehorchten, und ein schnurrbärtiger Grenadier mit aufgepflanztem Bajonet gieng zwischen uns, daß wir uns nur von der Seite anschielen konnten. Hinter uns hörten wir kichern und lachen, das schnitt mir durch die Seele. Die Taube gieng, hüpfte und flatterte immer vor uns her, immer auf das runde Häusgen los; denn er muß wissen, guter Herr, daß man die Taube nur gefüttert, und ihr in vier und zwanzig Stunden nichts zu fressen gegeben hatte, drum war sie hungrig, und fragte weder nach mir noch nach Christel. Wir schlichen trübselig hinterdrein, bis wir endlich vor der Thür gekommen waren, die that sich plötzlich auf, und was sahen wir da? — Mein Seel! den Herrn Adjunktus im völligen Ornat, hinter einem Altare, und der Küster neben ihm. Wir konnten Alle drey vor Verwunderung nicht ein Wort reden. Es war mir gar nicht lächer-

lich zu Muthe, aber ich mußte doch schier lachen, über seine wunderliche Grimassen. Unsere Durchlauchtigste Landesfürstin, hub er endlich an — und seine Lippen zitterten, die Nasenspitze war ihm ganz gelb geworden — unsere Durchlauchtigste Landesfürstin hat mir allergnädigst befohlen, das erste Paar welches hier herein treten würde, ohne weitere Umstände zn kopuliren. — Potz Wetter! wir ließen uns das nicht zweymal sagen. In fünf Minuten waren wir Mann und Weib, und der Herr Adjunktus mußte noch obendrein gratuliren. Als wir wieder herauskamen, gieng der Grenadier nicht mehr zwischen uns. Mein Vater und Christels Vater kamen uns entgegen, waren versöhnt, und umarmten uns. Da mußte ich weinen, daß mich der Bock stieß, und Christel weinte auch. Die liebe gnädige Fürstin beschenkte uns zu guter letzt reichlich, wegeu der vielen Angst dir wir ausgestanden hätten, wie sie meinte. Aber das Kostbarste, was wir mit uns nahmen, war die Taube; die haben wir mit Sorgfalt und Liebe gefüttert bis auf den heutigen Tag, wo sie endlich vor Alter gestorben ist.

Hier endigten die guten Leute ihre Erzählung, die nach manchen Kriegsgetöse und

und Schlachtgetümmel, dem Hauptmann von A** eine sanfte Erquickung gewährt hatte. Er schlief die Nacht ruhig und süß auf seinem Feldbette. Der folgende Tag war gerade ein Rasttag, und er freuete sich, noch länger unter diesen Kindern der Natur und Unschuld verweilen zu können. Wirth und Wirthin waren schon ganz vertraut mit ihm geworden. Gegen Abend näherte sich ihm die Bäuerin ein wenig schüchtern, erzählte ihm, Fritz habe für die Taube im Garten unter einem Rosenstrauche ein Grab gemacht, und weil sie ihrem Liebling doch gern eine letzte Ehre erzeigen wollten, so wären sie auf den Einfall gerathen, ihn zu bitten, durch seine Trommelschläger und Pfeiffer bey der Beerdigung ein wenig Musik machen zu lassen; sie wollten nachher die Leute aus Dankbarkeit gut bewirthen. Der Hauptmann willigte gern darein, und so wurde das Täubchen mit lautem Schluchzen und gedämpften Trommeln zur Erde bestattet.

So liebt kein Mann!
(Eine wahre Geschichte.)

Im Sommer des Jahrs 1788 reiste eine junge Dame durch W**, welche schön ist wie ein Maytag, und mit Saphos Geist das Herz einer Chelonis verbindet. Wer erkennt in diesem Bilde nicht die Gräfinn P**? —

„Stolzer Mahler! die Gräfinn P** er„reicht dein Pinsel nicht."

Wohlgesprochen! ehrlicher Mann, der mir das zurief. Nein, dieß holde Geschöpf — so muß ich sie nennen, um nicht zu vergessen, daß sie eine Sterbliche ist — dieß holde Geschöpf erreicht mein Pinsel nicht. — Weg mit Sapho und Chelonis! wir wollen uns allein den Maytag halten. So freundlich als ein schöner Maytag ist die Gräfinn, so verbreitet sie sanfte Wärme um sich her, so lockt sie Blüthen und Blumen selbst aus dem

unfruchtbaren Boden, auf dem sie wandelt. Ich hätte sagen können: sie hat Verstand wie ein Engel; aber das ist eine Albernheit, die schon oft wiederholt wurde, denn ich erinnere mich keines einzigen Beyspiels, wo die Engel einen ausgezeichneten Verstand bewiesen hatten. Schön wie ein Engel, mag ich auch nicht sagen, denn von Angesicht zu Ansicht habe ich keinen gesehen, und die gemahlten bausbackigten Knaben würden kaum verdienen, der Gräfinn die Schleppe nachzutragen, wenn sie eine Schleppe hätte. Ach! der Dichter martert sich vergebens, es dem glücklicheren Mahlern gleich zu thun. Ramberg, oder Graaf könnten die Gestalt euch hinzaugen, bern, aber kein Weinland und kein Schiller mahlt die schöne Seele. Man muß Zeuge ihres Edelmuths gewesen seyn; man muß selbst die Thräne des Mitleids in ihren großen blauen Augen haben schwimmen sehn; man muß wissen, wie sie ihr Leben zwischen Mutterliebe, Gattinnen Pflicht, Wohlthätigkeit, und Geistesbildung theilt. — O ihr Glücklichen! die ihr sie umgebt, nicht wahr ihr erkennt das Bild der Himmlischen die ich nicht nennen darf — und warum darf ich sie nicht nennen? — weil der schöne Kranz

ihrer Tugenden überall mit dem zarten Blümchen der Bescheidenheit durchflochten ist, das selbst den Hauch der Liebe und Bewunderung nicht vertragen kann. Wohlan! den Finger auf den Mund: und wer bis hieher las, ohne mich zu verstehen, dem sey genug zu wissen, daß die Gräfin P** eine Gräfinn war, die im Sommer 1788 durch W** reiste.

W** ist eine ziemlich ansehnliche Stadt, und sechs Meilen davon liegt eine Residenz, die noch ansehnlicher ist. In dieser letzteren hatte die Gräfinn Verwandte — (ich meine Blutsverwandte, denn sonst ist jeder Unglücklicher ihr Bruder —) sie sah daher voraus, daß sie genöthig seyn würde, am Hofe zu erscheinen, und seufzte über wenigstens drey verlorne Tage.

Nein vier, sagte die Kammerjungfer, denn ihre Spitzen sind nicht gewaschen, und ohne Spitzen macht man bey Hofe eine traurige Figur.

Du hast recht, mein Kind, wir wollen sie waschen lassen; und weil doch Einmal das Wagenrad zerbrochen ist, und ich deswegan hier bis Morgen früh verweilen muß, so wollen wir sie gleich hier waschen lassen. Ich gewinne dabey einen ganzen Tag. — (Wer

die Gräfinn kennt, der weiß welchen Werth eine einzige ihrer Stunden hat.)

Recht gut, versetzte die Kammerjungfer, wenn wir nur hier eine Spitzenwäscherinn auftreiben. — Geh, erkundige dich bey der Wirthin. —

Die Zofe gieng, und meldete bald nachher die verlangte Person. Ein Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren trat schüchtern herein. Wenn nur blühende Wangen, rosenrothe Lippen und ein feuriges Auge im Gesicht verschönern, so war dieß Mädchen nicht schön, denn seine Wenge war blaß, das Auge hohl, der Blick erloschen, und ein röthlicher Rand zog sich um die Augen. Aber ihre sanften Züge rührten Jeden, der sie sah, bis ins Innerste; eine stille Schwermuth gab diesen Zügen ein unbeschreibliches Interesse, und die holde Bescheidenheit, welche über ihre ganze Gestalt ausgegossen war, wie Morgenroth über ein Aehrenfeld, nahm auf den ersten Blick für sie ein. Von schlechtem Tuche war das Mieder, welches ihren schwellenden Busen umschloß, von grober Leindwand die Schürze, welche sie trug, aber Reinlichkeit und Ordnung schimmerten aus ihrem Anzuge hervor. Die Hände — nun freylich, die Hände würde

kein Stutzer zu küssen wünschen, denn waren sie gleich schön geformt, so verrieth doch ihre Röthe, und die hin und wieder wund geriebenen Stellen, daß sie nicht an den Druck der Liebe, sondern nur an harte Arbeit gewöhnt waren.

Die Gräfin vergaß bey ihrem Anblick eine Zeitlang Spitzen und Residenz, und betrachtete das Mädchen lange schweigend mit Theilnahme. Kaum aber bemerkte sie, daß ihr Blick das Mädchen verlegen machte, und eine sanfte Röthe auf ihre blasse Wange jagte, als sie sich schnell besann, und mit dem Tone der innigsten Güte fragte: liebes Kind, du kannst Spitzen waschen? — O ja gnädige Frau. — Bist du aber auch schnell? denn ich wünsche Morgen früh wieder abzureisen. — Ich werde die Nacht zu Hilfe nehmen. — Das wird dir Schaden thun, du scheinst kränklich? — O nein, in bin ganz gesund. — So hast du vielleicht Kummer? — Ach nein gnädige Frau.

Das zarte Gefühl der Gräfin verhinderte sie, weiter in das Mädchen zu dringen, die Spitzen wurden hervorgekramt, abgeliefert, und die interessante Wäscherin versprach, sie beym Frühstück der gnädigen Frau zurück zu

bringen. Als sie fort war, ließ die Gräfin die Wirthin rufen, erkundigte sich nach dem Mädchen, erfuhr aber weiter nichts, als daß es eine fleißige, fromme Dirne sey, die sehr eingezogen lebe. Ein heimliches Gefühl sagte der Gräfin, daß hier das Glück ihr eine Gelegenheit zuführen werde, ihre Lieblingstugend, die Wohlthätigkeit, zu üben. Das Bild des blassen Mädchens gieng mit ihr zu Bette, entschlummerte mit ihr, und fand sich beym Erwachen wieder ein. Sie beschloß, wenn es ohne Zudringlichkeit geschehen könnte, die Ursache der bleichen Wangen und der hohlen Augen zu erforschen. O du kanntest, liebenswürdiges Weib, die Macht deiner sanften Stimme; du öffnest den Mund, alle Herzen öffnen sich.

Das Frühstück war eben aufgetragen, als das holde Geschöpf hereintrat, und in einem zierlichen Körbchen die gewaschenen Spitzen überreichte.

Sag mir, liebes Mädchen, hub die Gräfin an: wie nennt man dich? — Gretchen Müller. — Ich habe gehört, daß du fleißig und sittsam bist. — Sittsam? o ja, ich hatte ehrliche brave Aeltern. Fleißig wünschte ich wohl mehr zu seyn. — Verdienst du nicht so

viel als du brauchst? — Gott sey Dank! mehr als ich brauche. — Du möchtest also sparren für die Zukunft? — Das möchte ich wohl. — Warum das? Weil — weil andere Leute auch brauchen. — Also, um wohl zu thun? — Ach nein, nur mir selbst. — Ich verstehe dich nicht, hast du vielleicht arme Aeltern, die du ernährst? — Ich bin eine Vater- und Mutterlose Waise. — Nun dann, vielleicht zum Brautschatz? — du schweigst? du erröthest? — sind deine Augen von Thränen oder von Nachtwachen so roth? — Von beyden! —

Dieß Wort traf das Herz der Gräfin Sie legte die ganze Stärke ihres Mitgefühls in den sanften Ton ihres Mundes: Entdecke mir, liebes Mädchen, was dich quält? warum du ohne Schonung für deine Gesundheit Tag und Nacht arbeitest? — Ach! gnädige Frau — ich habe einen Bräutigam — er ist Soldat — und ich arbeite Tag und Nacht um ihn loszukaufen. — Ist es das? stammelte die Gräfin, und wandte sich weg, um eine Thräne zu verbergen. Hast du denn schon etwas gesammelt? — Gott hat meinen Fleiß gesegnet. Seit zwey Jahren sind hundert und fünfzig Thaler erspart, der Hauptmann fo-

dert zweyhundert, in Jahr und Tag hoffe ich die Summe vollzählig zu machen. — In Jahr und Tag? nein auf der Stelle! rief die Gräfin mit Wärme, griff in ihre Schatulle, und drückte den Mädchen zehn Louis-d'ors in die Hand.

Die redliche Liebende blieb mit offenem Munde und starren Augen vor ihr stehen. Während einer langen Pause versuchte sie umsonst zu sprechen, ihr Busen arbeitete heftig, die Muskeln ihres Gesichts erzogen sich zum Weinen, ihre Hand zitterte, ihre Knie bebten, sie sank zu Boden. Gerührt bückte die Gräfin sich über sie, und ließ eine Thräne auf ihre Wange fallen. Das Mädchen ergriff hastig die Hand seiner Wohlthäterin, und deckte sie sprachlos mit feurigen Küssen.

Ich verlange eine Vergeltung von dir, sagte die Gräfin, als der erste Ausbruch der Dankbarkeit vorüber war: du sollst mir deine Geschichte erzählen.

Meine Geschichte ist kurz und einfach. Mein Vater war ein wohlhabender Handwerksmann, und meine Mutter war eine brave Hausfrau. Ich wurde christlich erzogen. Als ich kaum 12 Jahre zählte, nahm mir der Tod meine Mutter, und weil ich noch zu jung war, um

einer grossen Wirthschaft vorzustehen, verheurathete sich mein Vater zum zweytenmale. Die Frau, die er wählte, war ihm von diesem und Jenem empfohlen worden, aber dieser und Jener kannte sie nicht recht. Es fand sich leider bald, daß mein Vater eine verschwenderische Frau, und ich eine böse Stiefmutter hatte. Aber weil sie schön und listig war, und zu schmeicheln verstand, so liebte sie mein Vater sehr. Es geschah Alles was sie wollte, und sie hatte immer Recht. Ich litt am meisten dabey, denn sie mochte mich nicht leiden, und ich konnte ihr nichts zu Danke machen.

Als ich mein fünfzehntes Jahr erreicht hatte, kam Konrad als Tischlergesell in unsere Werkstadt. Er war ein flinker junger Bursch, und ich ein unerfahrnes Mädchen. Ich wußte nicht eher daß ich ihn liebte, als bis meine Stiefmutter mirs sagte: da war es aber schon zu spät, denn ich konnte nicht mehr ohne ihn leben; und weil er ein fleißiger Arbeiter, ein stiller gottesfürchtiger Mensch war, so dachte ich, der Vater würde auch wohl nichts dagegen haben, wenn Konrad nach einigen Jahren Meister würde, und mich heurathete. Ach! der gute Vater hatte auch nichts dagegen, aber die böse Stiefmutter

hatte mich und mein Bisgen Geld einem ihrer Vettern zugedacht, einem bucklichten, krumbeinigten Leinweber, der sich alle Abend im blauen Hecht betrank, und hernach in der Trunkenheit seine alte Mutter prügelte. Den Ehrenmann wollte ich nicht, und Konraden wollte meine Stiefmutter durchaus nicht. Mein Vater war ein Freund vom Hausfrieden, er liebte seine Frau, aber auch seine Tochter, und da er folglich zwischen uns beyden in die Klemme gerieth, so entschied er, weder sie noch ich sollten unsern Willen haben; dem bucklichten Leinweber verbot er das Haus, und mir alle Gedanken an Konrad. Aber Gedanken lassen sich nicht verbieten. Was halfs, daß ich mir selbst vornahm, ihn zu vergessen, und des Abends im Bette so lange das Einmal Eins hersagte, bis mich der Schlaf überwältigte? Wenn ich erwachte, stand er doch gleich vor mir, daß ich oft erschrocken das Halstuch über warf, weil ich ihn leibhaftig zu sehen glaubte.

Dem armen Schelm gieng es nicht um ein Haar besser. Mein Vater hatte ihn fortgeschickt, und nun trieb er sich in der Stadt herum, gieng bald bey diesem bald bey jenem Meister in Arbeit, hielt es aber nicht

långer als einige Wochen aus, denn weder Er noch seine Meister waren zufrieden. Sie nannten ihn einen Tråumer, einen Murrkopf, und was weiß ich! aber mein Konrad war weder ein Tråumer noch ein Murrkopf, ondern der lustigste Bursche von der Welt, ehe er sein Herz so sehr an mich hieng.

Gern håtten wir zuweilen uns wechselseitig Trost zugesprochen, aber meine Mutter hůtete mich, wie einen Karnarienvogel, den die Katze nicht fressen soll, und wenn wir auch Sonntags in der Kirche zusammen kamen, so saß sie doch immer neben mir, und ich durfte das Auge nicht vom Gesangbuche aufschlagen. Eines Abends hatte Konrad es doch abgepaßt, als ich gerade vor der Thůr stand. Er trat zu mir, er weinte. „liebes Gretchen, sagte er, ich halte es nicht långer aus, ich schneide mir die Gurgel ab.“ Da schalt ich ihn, und verwies ihn zur Geduld und Gottesfurcht. Ich schenkte ihm auch einen silbernen Ring, und gelobte ihm treu zu bleiben; er mußte mir aber dagegen versprechen, sich kein Leides anzuthun.

Nach einer Weile meldete sich wieder ein Freyer bey mir, der weder bucklicht noch krummbeinigt war, und weil es in der Stadt

hieß, ich würde ihn nehmen, und weil der arme Konrad keine Gelegenheit hatte, von mir das Gegentheil zu erfahren, so gieng er in der Verzweiflung hin, und ließ sich zum Soldaten anwerben. (Hier brach das Mädchen in Thränen aus.) Nur noch Einmal sah ich ihn vor seinem Abmarsch. Als er gewahr wurde, daß mir das Herz springen wollte, und als ich ihm Treue gelobte bis in den Tod, da bereute er seine rasche That, und weinte bitterlich an meinem Halse. Aber nun war es zu spät, die Kapitulation war auf zwölf Jahre geschlossen, er mußte fort, und meine Augen haben ihn nicht wieder gesehn. Ach! gnädige Frau, ich habe viel gelitten! wenn ich mich zuweilen nach gethaner Arbeit in einen Winkel setzte, um ungestört zu weinen, so kam meine böse Stiefmutter, keifte und schlug mich, und — was mir am wehsten that — nannte meinen Konrad einen lüderlichen Schlingel. Oft hauchte mir der Teufel gottlose Gedanken ein, davon zu laufen, oder ins Wasser zu springen, aber Dank meiner guten Mutter, die nun schon lange im Himmelreich ist, daß sie mir Gottesfurcht einflößte, und mich dadurch stark machte, den Versuchungen des Satans zu widerstehen. —

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Endlich starb mein Vater. Ich beweinte ihn mit kindlichen Thränen, aber als der erste Schmerz vorüber war, gab ich dem frohen Gedanken Raum, daß ich nun frey sey, und daß Niemand mich mehr hindern könne, meinen Konrad zu heurathen. Dabey rechnete ich, als die einzige Tochter, auf eine ziemliche Erbschaft, weil mein Vater immer für einen wohlhabenden Mann galt. Habe ich auch nur so viel, dachte ich, um meinen Geliebten loszukaufen, und ihm das Bürger- und Meisterrecht zu verschaffen, so werden Fleiß, Ordnung und Gebet uns schon weiter helfen. Aber ach! der liebe Gott hatte mir noch eine schwere Prüfung auferlegt. Es fand sich, daß meine böse Stiefmutter durch üble Wirthschaft alle die Thaler verschwendet hatte, die meine gute selige Mutter bey Pfenningen zusammen sparte, und was nicht verschwendet war, das hatte sie sonst auf die Seite gebracht, zog damit zu ihren Verwandten, ließ mich hilflos im Stiche, und mir blieb kaum ein Bett übrig, und ein anständiger Rock, um Sonntags ins Gotteshaus gehen zu können.

Aber ich ließ mich in meinem Vertrauen auf Gott nicht irre machen. Ich dachte, es

wird schon besser werden, wenn nur Konrad mich noch liebt. In Jahr und Tag hatte ich nichts von ihm weder gehört noch gesehn, das quälte mich, bis ich auf den Einfall gerieth an ihn zu schreiben. Der Herr Postmeister war so gut, und machte selbst die Addresse, weil ich nicht recht wußte, wo sein Regiment im Quartiere lag. Ich schrieb ihm, daß, wenn er es ehrlich mit mir meinte, und mich noch immer lieb habe, ich nun sein Weib werden wolle; daß ich ihm aber kein anderes Heurathsgut zubringen könne, als ein liebendes Herz, und ein paar gesunde, an Arbeit gewöhnte Hände. Vier Wochen darauf hatte ich schon eine Antwort. Ach! Gott segne den guten Mann, der das Schreiben erfand! nie habe ich mit mehr Freude als damal vier Groschen ausgegeben, die mir sauer genug zu verdienen wurden. Hier ist der liebe Brief, und ich trage ihn immer bey mir. (Sie zog ein unscheinbares Papier aus dem Busen, entfaltete es und las:)

„Gott zum Gruß! liebstes Gretchen, wenn du dich noch wohl befindest, so freut es mich sehr, denn ich bin auch gesund, und es ärgert mich nur, wie du fragen konntest, ob ich dich noch lieb habe? und ob ich dich

heurathen will? Ach! am Wollen liegt es gar nicht, und was das Heurathgut betrift, das du mir versprichst, so ist es mehr werth, als der Stern, den unser General auf seinem Rocke trägt. Aber was soll ich anfangen? ich habe auf zwölf Jahre kapitulirt, und mein Hauptmann fodert 200 Thaler für meine Freyheit. Liebes Gretchen, nicht 100 Pfennige kann ich auftreiben, und wenn Gott nicht wunderbar hilft, so müssen wir noch lange lange warten, ehe der Priester ein Paar aus uns macht. Mir ist eingefallen, daß in W** ein vornehmer Mann wohnt, der Geheimerath R*, der ein vertrauter Freund von meinem Hauptmann ist, und dem er alles zu gefallen thut. Wie wäre es, wenn du zu ihm giengest, und ihn recht rührend bätest, ein gutes Wort für Uns einzulegen? Kannst du es dahin bringen, daß ich los komme, so fahre ich als blinder Passagier mit der Post, und bin in fünf Tagen bey dir, und ich will dich in meinem Leben nicht wieder verlassen. Dein getreuer Konrad bis in den Tod."

„Nachschrift. Der silberne Ring, den du mir geschenkt hast, kommt nicht von meinem Finger. Einmal hatte ich einen dummen

Streich gemacht, und ihn im Würfeln verspielt, aber ich verdung mich einige Tage als Holzhacker, und lößte ihn wieder ein."

Meine Freude über diesen Brief, fuhr Gretchen fort, kann ich der gnädigen Frau nicht beschreiben. Ich weinte und lachte eins um das Andere, vergaß aber auch nicht Gott zu danken, daß er mir meinen Geliebten treu erhalten hatte. Den andern Morgen in aller Frühe zog ich mich sauber an, und gieng zum Geheimenrath R*, dem ich mein Anliegen vortrug. Freylich schämte ich mich, und stotterte, und konnte die Augen kaum aufschlagen, aber er war so freundlich, so zuthätig, daß ich bald ein Herz faßte, und ihm Alles haarklein erzählte. Es schien, er höre mir gern zu, denn er verwandte kein Auge von mir. Als ich fertig war, kniff er mich in die Backen, und sagte, er wolle drüber nachdenken, ich solle nur auf den Abend in der Dämmerung wieder kommen. Ich hatte kein Arges daraus, denn der Geheime Rath R* ist verheurathet mit einer hübschen frommen Frau; denken Sie gnädige Frau, wie mir zu Muthe wurde, als er auf seine Fürsprache einen Preiß setzte, um den Konrad gewiß nicht hätte frey seyn mögen. Ich wurde roth wie

Scharlach, und sagte ihm, ich wäre arm, aber ehrlich, und mein Konrad auch. Wie der Wind war ich zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, und das mit einer Angst, als wenn man im Traum eine Treppe hinabfliegt. Ich glaubte mich nicht eher sicher, bis ich auf der Strasse war, da hob ich meine Hände gen Himmel, und rief mit Thränen: Ach Konrad! nun sind wir ganz verlassen! nun haben wir Niemanden als Gott und uns selbst! Aber Gott ist gnädiger als alle Geheimeräthe in ganz Europa, er will nur, daß man die Hände nicht in den Schoos lege. Wohlan, ich kann arbeiten, meine Mutter hatte mich zu Fleiß und Sparsamkeit gewöhnt; ich bin Konrads Weib, und will thun was einem braven Weibe geziemt. Mit diesem Entschluß kam ich zurück in mein Dachkämmerchen, fiel auf meine Knie, und bat Gott nur um Gesundheit. Eine frohe Zuversicht erheiterte meine Seele, als ich so betete; ich stand auf, und fühlte mich muthig und stark meinen Konrad ganz allein, ohne fremde Hilfe zu befreyen. Ich schrieb ihm, er müsse sich noch ein paar Jahre in Geduld fassen, mit dem Geheimerath sey es nichts; aber er solle nur den Muth nicht verlieren, auf Gott und

meine Liebe vertrauen, nicht mehr spielen, und wenn er durch Fleiß und Arbeit etwas ersparen könne, es fein zurücklegen, so wolle ich für das übrige schon Sorge tragen. Er antwortete mir, und versprach Alles Liebes und Gutes. Seitdem habe ich nichts wieder von ihm gehört, denn die Briefe kosten gar zu viel, und ich dachte immer, es sey doch besser, ihn selbst ein paar Tage früher wieder zu sehen, als das Geld für die todten Buchstaben zu verschleudern.

Flink und rasch fieng ich nun an meinen Vorsatz auszuführen. In zwey Jahren habe ich nie länger als vier Stunden des Nachts geschlafen; ausser Kartoffeln, Salz und Brod ist kein Bissen über meine Zunge gegangen, und wie ein Trunk Bier schmeckt, habe ich längst vergessen. Freylich sind meine rothen Backen fort, und die Augen liegen mir tief im Kopfe; Konrad wird erschrecken, wenn er mich sieht, aber er wird auch erfahren, daß ich für ihn gearbeitet, für ihn den Schlaf entbehrt, und mich mit schlechter Kost beholfen; was gilts, er wird mich noch eben so hübsch finden, als vor vier Jahren, und mir durch seine Liebe vergelten, was ich für ihn gelitten. Es ist wahr — seit einiger Zeit

— ich habe es mir selber nicht gestehen mögen — meine Kräfte haben sehr abgenommen, und ich zitterte oft vor dem Gedanken, Gott werde mich aufs Krankenlager werfen, ehe ich die fünfzig Thaler vollends verdienen könnte. Aber Gott hat mein kindliches Zutrauen belohnt, er hat mich nicht über meine Kräfte geprüft, seine Gnade sendet mir heute einen guten Engel, der all meiner Noth auf Einmal ein Ende macht.

Hier schwieg das gute Mädchen, und ein heisser Thränenstrom floß auf die wohlthätige Hand der Gräfin. Innig gerührt drückte diese ihren Mund auf Gretchens blasse Lippen, nahm Abschied von ihr, schrieb Konrads Zunamen in ihr Taschenbuch! und versprach ihn n seiner Werkstadt zu besuchen, wenn sie jemals wieder durch W** reise. So fanden und trennten sich zwey schöne verschwisterte Seelen. Die Gräfin stieg in ihren Wagen und rollte mit sechs Pferden davon. Das arme Gretchen flog in ihre Dachkammer, und war glücklicher als die reiche Gräfin.

Im Taumel ihrer Freude machte sie einige Stunden lang Alles verkehrt, suchte emsig den Zwirn, der ihr vor der Nase lag, und griff nach der Scheere, wenn sie die

Nähnadel brauchte. Konrad! Konrad! war ihr einziger Gedanke. Ein Schmetterling verirrte sich in ihr Fenster: guter Schmetterling leih mir deine Flügel! eine Schwalbe schwirrte vorbey: glückliche Schwalbe, du flatterst leicht über Berg und Thal! In wenig Stunden war sie reisefertig. Ein paar Hemden in ein Schnupftuch gebunden, die zweyhundert Thaler in einem ledernen Beutelchen an die Tasche fest genäht, und baarfuß die Schuhe in der Hand, so wanderte sie zum Thor hinaus. Munter und unermüdet durchstrich sie die Sandebnen, welche W** in einem Umkreise von zwey Meilen umgeben. Sie hörte die Lerche singen, sie blikte empor, ihr Auge wurde naß, und plötzlich stimmte sie mit ein: wer nur den lieben Gott läßt walten!

Wohin Jungferchen? rief ein wandernder Jude, der mit schnelleren Schritten die fromme Pilgerin eingeholt hatte. — Nach M — versetzte Gretchen, nach M — an der Gränze. — Das ist sehr weit. — Das Himmelreich ist noch weiter, lächelte Gretchen, und man kömmt doch endlich auch dahin. — Freylich, wenn man so leicht zu tragen hat, wie sie — und wenn man seinem Glü-

cke entgegen geht! rief Gretchen frohes Muthes. — Ein Wort gab das Andere, und ehe eine Viertelstunde verging, wußte der fragende Jude ihre ganze Geschichte. Er meinte vorhin, sagte die argwohnlose Seele, ich hätte leicht zu tragen? doch nicht so leicht als er denkt. Hier in dieser Tasche sind 200 Thaler wohlgezählt, die Hälfte in Gold die Hälfte in Silbermünze, die drücken mir ein wenig meine rechte Hüfte, aber wenn ich an Konrad denke, so fühle ich es nicht. — Wahrhaftig? 200 Thaler? das ist viel Geld, verliere sie es nur nicht. — Sey er umbesorgt, guter Freund, ich habe den Beutel fest genäht. — O dann hat es keine Gefahr.

Unter allerley Gesprächen kamen sie in eine Herberge, wo Gretchen vor Müdigkeit nicht weiter konnte, sich ein Bund Stroh geben ließ, ihr Päckgen unter den Kopf legte, und nachdem sie den Abendsegen gebetet, sanft und schnell entschlummerte. Der Jude hatte sich mit einem Glase Brantwein an den Tisch gesetzt, und ihr versprochen, sie mit der ersten Morgendämmerung zu wecken. Aber die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sie von selblst erwachte, und auf sich schalt, daß sie den schönen Morgen ver-

schlafen, der sie in der Kühlung wenigstens schon eine Meile weiter geführt haben würde. Armes Mädchen! du wirst nicht weiter gehn! bemerkst du denn nicht, daß ein Unmensch, während du schliefst, dir deinen sauer erworbenen Schatz geraubt hat? — Mit einem lauten Schrey des Entsetzens fuhr Gretchen in die Höhe, als sie gewahr wurde, daß man ihr die ganze Tasche abgeschnitten, und sie wieder so arm sey als vor zwey Jahren. — Aermer noch! denn damals war sie doch reich an Muth und Hoffnung, jetzt trat Verzweiflung an die Stelle; damals milderten sanfte Thränen ihren Kummer, jetzt blieb ihr Auge trocken; damals vertraute sie einem Gnädigen Gott, jetzt haderte sie mit einer ungerechten Vorsehung. Sie rannte wie unsinnig im Hause umher, und forderte kreischend ihren Beutel. Die hartherzige Wirthin spottete ihrer noch, und meinte, ein Jungferchen wie sie, daß auf Stroh schlafe, und ein Schnupftuch mit ein paar Hemden unter den Kopf lege, könne wohl schwerlich eine so grosse Summe bey sich geführt haben. Wäre es aber doch geschehen, so könne das viele Geld unmöglich auf eine ehrliche Art erworben seyn, und dann geschehe ihr schon Recht,

wie gewonnen so zerronnen, unrecht Gut gedeiht nicht. So plauderte das Weib mit grosser Geläufigkeit ihrer boshaften Zunge, und als das arme Gretchen nicht aufhörte zu jammern, schloß sie damit, daß sie das unglückliche Geschöpf aus dem Hause stieß.

Im Dorfe wohnte ein Gerichtshalter, an den wendete sich Gretchen, zeigte an, wie ihr der Jude auf der Landstrasse begegnet, und wie sie ihm unvorsichtigerweise entdeckt, welchen Schatz sie bey sich trage. Da er sich nun schon vor Tage aus dem Staube gemacht, ungeachtet er ihr versprochen sie zu wecken, so könne kein Anderer der Dieb seyn, als jener umbarmherzige Israelit. Der Gerichtshalter meinte dasselbe, nahm ein Protokoll darüber auf, fertigte einen Steckbrief aus, foderte drey Thaler acht Groschen Gebühren, und weil Gretchen keinen Heller in ihrem Vermögen hatte, so nahm er ihr die beyden Hemden und das Schnupftuch.

Bitterlich weinend wankte Gretchen durch das Dorf, um ärmer als jemals in ihre Geburtsstadt zurückzukehren. Als sie den Pfarrhof vorüber ging, fiel ein böser Kettenhund sie an, und riß auch ihren letzten Rock entzwey. Sie schrie: ein ehrwür-

diger Greisenkopf zeigte sich an dem Fenster der Pfarrwohnung, rief dem Hunde zu, fragte mit sanfter Stimme das erschrockene Mädchen, ob sie Schaden genommen? und bat sie herein zu treten. Die Pfarrfrau, ein altes gutherziges Mütterchen, kramte ihre besten Röcke hervor, um die Bosheit ihres Kettenhundes zu vergüten. Der Pfarrer brachte Gretchen ein Glas Pomeranzenwasser, und als er sah, daß sie den Tropfen den sie heraus nippte, durch eine Thräne wieder ersetzte, und daß weder sein freundliches Zureden, noch die schönen bunten Röcke seiner Frau, die Gemißhandelte trösten konnten; da fing er an zu muthmassen, daß sie sich wohl noch mehr über böse Menschen als über böse Hunde zu beklagen haben möchte.

Er hat wohl recht, guter Herr, wimmerte Gretchen, und erzählte ihre traurige Geschichte, und schloß mit dem Wunsche: möchte der böse Hund ein hungriger Wolf gewesen seyn, so hätte er, statt meines Rockes, mich selbst zerrissen. Mit sanftem Ernst verwieß der Greis ihr die Muthlosigkeit, „Drey grosse Schätze, mein Kind, sind noch dein Eigenthum, um deren Besitz manche Fürstin mit dir tauschen würde: Lie-

be, Unschuld und Hoffnung! sie sind nicht in deiner Tasche fest genäht, sondern in dein Herz vergraben; weder Jude noch Christ vermag sie dir zu rauben. Wanke nicht in deinem Vertrauen auf Gott! er prüft und belohnt. Jakob mußte sieben Jahr um Rahel dienen, und als er am Ziel seiner Wünsche zu sein glaubte, gab man ihm Lea zum Weibe, die eine garstige Dirne war, und er mußte noch sieben andere Jahre hoffen und harren."

Gretchen wurde durch den herzlichen Ton, mit dem der Alte sprach, sanft bewegt; und als er endlich seinen Trostgründen noch sechs harte Thaler hinzufügte, mit der Versicherung: er würde gern mehr geben, wenn Er und seine armen Pfarrkinder es entbehren könnten, Gott werde aber seinen Segen auf dieß Wenige legen; da kehrten Muth und Hoffnung in das kranke Herz zurück; sie küßte dankbarlich die Hand des edlen Greises, und beschloß, die mühsame Laufbahn von neuem zu beginnen. Der Pfarrer legte beym Abschied seine Hand auf ihre Stirn, und segnete sie mit Rührung. Das alte Mütterchen geleitete sie bis vor die Pforte um des bösen Hundes willen wie sie vorgab,

eigentlich aber, um ihr noch einen Dukaten in die Hand zu drücken, von dem ihr Alter nichts wissen sollte. Nicht etwa, sprach sie, als ob ich fürchtete, mein Alter möchte das nicht gut heissen: sondern die Rechte muß nicht wissen was die Linke giebt.

Es war bereits Abend, als Gretchen ganz erschöpft wieder in ihrer Dachkammer anlangte. Weg war der heitere Muth, mit dem sie sie gestern verließ, leer der kleine hölzerne Kasten unter dem Bette, der ihre frohen Hoffnungen in sich schloß. Mit bitterer Wehmuth faltete sie die Hände: Konrad! Konrad! wenn du wüßtest — nein besser ich verschweige dir mein Leiden! nur am Tage unsers Wiedersehens, wenn ich als Braut entzückt in deine Arme sinke, wenn du mich frägst: warum so blaß und mager liebes Gretchen? dann sollst du erfahren, was der Geliebten möglich war! dann sollst du ahnden, was dein Weib zu thun im Stande seyn würde.

Schluchzend warf sie sich auf das harte Lager, aus ihrem schon geschlossenen Auge quoll noch eine Thräne hervor, ein unruhiger Schlummer gab ihr keine Erquickung, schwerer Athem und Zuckungen verriethen

quälende Träume, überall sah sie Diebe und Hunde, ein kalter Schweiß mattete sie ab! ihr eigenes Stöhnen weckte sie endlich. Ach, ein Fieber wühlte in ihren erschütterten Nerven, sie fühlte, daß sie das Bett nicht verlassen konnte. Das war der Augenblick, vor dem sie so lange gezittert hatte, und in welcher Lage überraschte sie dieser Augenblick; von allem entblößt, war das Geschenk des Pfarrers ihr ganzer Reichthum, der Grund auf welchen sie ihre neuen Hoffnungen gebaut hatte; und diese harten Thaler, diesen Dukaten, sollte sie nun an Arzt und Apotheker hingeben, um ihr ein hoffnungsloses Daseyn zu fristen? — Gutes Mädchen, hast du vergessen, daß der fromme Greis dir auch seinen Segen gab? fasse Muth, dieser Segen fängt schon an Früchte zu tragen. Ein edler Arzt, um dessen Herz die Gewohnheit, täglich die leidende Menschheit zu sehen, keine Rinde gezogen hatte — ein Arzt wie Zimmermann, stolz gegen die Grossen, und hilfreich gegen Verlassene — ein solcher nahm sich der Unglücklichen mit Wärme an, ihr Körper genaß durch seine Kunst, und ihre Seele durch seinen frundlichen Trost; auf seine Fürbitte wurden die Arzneyen ihr unentgeltlich

zeltlich gereicht, und als nun die völlig Genesene ihm mit niedergeschlagenen Blicken und zitternder Hand ihren einzigen Dukaten zur Vergeltung anbot, da fügte er noch fünf Andere hinzu, drückte der Sprachlosen lächelnd die Hand, und stieg mit einer Empfindung hinab, mit der nur Engel aufwärts steigen.

Freue dich Gretchen! der Sturm hat ausgewüthet; es folgt eine heitere Stille von dreyen Jahren, durch Fleiß und Hoffnung zu Tagen verkürzt. Ja, noch drey Jahre arbeitete und sammelte das beharrende Mädchen, aß Kartoffeln und Brod, schlief nur wenige Stunden, und sah endlich mit Entzücken den kleineu hölzernen Kasten unter dem Bette wieder gefüllt. Wer mahlt die Empfindung mit welcher sie den letzten Thaler zu hundert und neun und neunzigen legte! sie that es knieend, und ein nasser Blick dankte dem Himmel!

Froh geschäftig machte nun die liebende Pilgerin zum zweytenmahle Anstalt zu ihrer Wanderschaft. Aber diesmal gieng sie vorsichtiger zu Werke. Sie trug ihren kleinen Schatz zu einem Kaufmann, dem sie ihr voriges Unglück und ihre jetzigen Hoffnungen entdeck-

te, und der ihr für ihr Geld einen holländischen Wechsel gab. Dieß kostbare Papier nähte sie fest an ihren Busenstreifen, und so gieng sie leicht und wohlgemuth zum Thore hinaus. Sie wußte nicht, daß sie reicher war als sie glaubte, denn der Kaufmann, gerührt durch ihr Schicksal, und edel und wohlthätig wie Frege, hatte, ohne es ihr zu sagen, den Wechsel um 25 Thaler vermehrt.

Als sie von ferne das Dorf erblickte, wo sie vor drey Jahren so elend wurde, ward sie von einer unwillkührlichen Angst ergriffen. Schüchtern, als sey sie wieder in Gefahr, ihren mühsam errungenen Schatz einzubüssen schlüpfte sie vor der Herberge vorbey, warf noch einen furchtsamen Blick auf die Wohnung des Gerichtshalters, und stand jetzt mit süsser Rührung vor dem Pfarrhofe. Lebt der ehrwürdige Greis noch? lebt die gute alte Mutter noch, deren Rechte nicht wußte was die Linke gab? — Ach nein! sie sind beyde gestorben! dort auf jenem Kirchhofe ruht ihre Asche. Gretchen suchte das einfache Kreuz, welches die Gräber der Gerechten bezeichnete, warf sich nieder, und bethaute mit dankbaren Thränen die hervorsprossenden Blumen.

Nachdem sie ihrem guten Herzen dieß Verlangen gewährt hatte, setzte sie ihre Reise muthig fort. Kein Unfall traf sie unterwegens, die Schwülen an den Füssen achtete sie nicht. Nach einigen Wochen erklimmte sie den letzten Hügel, und plötzlich lag vor ihr im Thale die Gränzfestung M — mit ihren Thürmen und Bastionen. Ach! wie wurde ihr zu Muthe, als sie das Ziel ihrer Wanderschaft vor sich sah! hier lebt Konrad! hier werde ich ihn wieder sehen! hier den Lohn meiner Treue empfangen! von süssen Gefühlen überwältigt, sank sie auf der Spitze des Hügels unter einen Baum, und dankte dem Schöpfer, der ihr einen guten Engel zum Geleitsmann gegeben, und sie glücklich aus ihrer fernen Heymath bis in dieß fremde Land geführt hatte. Mit neuen Kräften, von der Liebe beflügelt, eilte sie den Berg hinab, jede Schildwache auf den Wällen schien ihr in der Ferne Konrad; jeder Blaurock der ihr begegnete, erregte ihr ein heftiges Herzklopfen; einem Jeden hätte sie zurufen mögen: kennst du nicht meinen Konrad? bist du nicht ein Kamerad von ihm? o wie ungeduldig machten sie einige Krümmungen des Rheins, die sie immer wieder von

ihrem Ziele entfernten, wenn sie schon vor den Thoren zu seyn glaubte. Endlich gar noch eine Schiffbrücke! und zwar wurde sie eben erst vom diesseitigen Ufer abgestossen. Gretchen läuft, schreyt, man soll sie mitnehmen — zu spät! die Fährleute winken ihr gelassen zu, sie solle warten, bis die Brücke mit einer neuen Ladung vom jenseitigen Ufer zurückkommen werde.

Das erste Schiff erfand ein Liebender, aber gewiß nicht die erste Schiffbrücke. Wie das langsam dahin wogt; wie die Wasserfläche auf einer Seite unmerklich kleiner, auf der andern unmerklich grösser wird; wie nun endlich mit einem heftigen Stoß, der selbst Liebende aus ihren Träumereyen wecken kann, die Brücke das Ufer begrüßt; nun regt und bewegt sich Alles um hinüber zu kommen — halt! erst muß hier ein Strick umgewunden, und dort eine Kette befestigt werden. Jetzt steht der schwimmende Balcon sicher, aber nun paßiren erst Pferde und Wagen, Ochsen und Esel, setzen die Beine furchtsam vorwärts, scheuen sich vor jeder Spalte, und wenn sie endlich zutreten, besprützen sie die Umstehenden. Jetzt kommt die Reihe an die Fußgänger, die müßen erst sämmtlich ihre

grossen oder kleinen Beutel ziehen; der Eine empfängt einen Kratzfuß, weil er reichlich gab; der Andere wird aufgehalten, weil er zu wenig bot. Geduld liebes Gretchen! nun ist Alles berichtiget. Schon wallen die Uebergefahrnen rechts und links, und sehen sich eben so wenig nach der Brücke um, als eine Seele nach dem Körper in welchem sie über den Strom des Lebens schiffte. Aber nun dauert es wenigstens eben so lange, ehe das Fahrzeug wieder beladen wird. Die Pferde, Ochsen und Esel vom jenseitigen Ufer, sperren sich mit dem nämlichen Rechte wie ihre Brüder vom diesseitigen, und kaum ist Alles in Ordnung, kaum ist der Fährmann zum Abstossen bereit, so läßt sich plötzlich noch ein Posthorn in der Ferne hören, eine Extrapost, die keine Zeit zu verlieren hat, ein junger Herr: der nach Hamburg reißt, um Blanchard in die Luft steigen zu sehen, oder ein Spieler der nach Pyrmont fährt, um den Narren die Beutel zu fegen. Geduld liebes Gretchen! trage ohne Murren, wie jene Brücke, Alles was der Zufall dir aufbürdet. Stampfe nicht so mit deinen kleinen Füssen, das Gras spottet deines leichten Fußtrittes. Sieh, schon setzt sich die Brü-

cke in schaukelnde Bewegung, immer kleiner wird der Raum der dich von ihr trennt. Horch, die Glocken in der Stadt schlagen neun Uhr, es ist noch früh am Tage, und schon bist du mitten auf dem Rheine. Glück zu! ein leichter Sprung, und du berührst das jenseitige Ufer. Nun hält dich nichts mehr auf, nun eile, schnellfüßiger als Atalanta, den offenen Thoren zu.

Bin ich endlich so nahe! rief Gretchen entzückt: aber wo werde ich hinfinden? welche Strasse werde ich wählen? welche Menschen befragen? Ach wenn doch ein Zufall ihn mir entgegen führte! daß ich an den grossen starren Augen mich ergötzen, daß ich auf offenem Markte um seinen Hals fallen, und ihm zuschluchzen könnte: ich bin dein treues Gretchen! — Himmel! wie groß die Stadt ist! wie sie sich rechts und links ausbreitet — wo soll ich ihn suchen! —

Von solchen Gedanken hin und her geworfen, war sie froh und ängstlich bis nahe an den Paradeplatz gekommen. Hier tönte Trommelschall in ihre Ohren, und sie sah in der Ferne eine Menge Gewehre blinken. — Sollte mein Konrad unter diesem Haufen seyn? und wenn er nun gerade in Reih und

Glied steht, indem er mich [illegible]ckt, wird er nicht das Gewehr wegwerfe[illegible]d herausstürzen? wird dann ein böser Korporal oder Fähndrich ihn nicht darum strafen? — Sie kam immer näher und näher, und wurde gewahr, daß die Soldaten in zwey langen Reihen standen, und ein Unglücklicher mit blutendem Rücken zwischen ihnen durchlief. — Ach! ein armer Mensch, der Spitzruthen läuft! wenn mein Konrad dabey ist, so blutet sein gutes Herz gewiß wie der Rücken, auf welchen er zuhauen muß. — Jetzt stand sie ganz dicht hinter den Reihen, der Anblick des blutigen Rückens verursachte ihr eine Uebelkeit — aber nun wandte sich der Unglückliche, sie sah in sein todtenblasses Gesicht, und sank mit einem lauten Schrey ohnmächtig zu Boden. Es war Konrad! Konrad, dem glücklicherweise Schmerz und Trommelschall Gretchens Geschrey unhörbar machten, und der, nachdem er seine Strafe überstanden hatte, selbst ohne Bewußtseyn niederstürzte.

Das arme Gretchen war von den Umstehenden in eine nahe Mühle getragen worden. Dort erwachte sie langsam aus ihrem Todtenschlummer, und starrte mit fragenden Blicken

die fremden Menschen um sich her an. Wo bin ich! war ihr erstes Wort. — Bey ehrlichen Leuten, sagte die Müllerin, und tröpfelte Lebensbalsam auf ein Stückgen Zucker. — Ist er todt? fragte Gretchens bebende Stimme. Ach nicht doch! versetzte ein lustiger Müllerbursch; sie haben ihm nur ein wenig das Fell aufgehauen, und es geschah ihm schon Recht. — Was hat er verbrochen? — ey, er war mit einer luderlichen Vettel davon gelaufen, ganz nahe an der Gränze erwischten ihn die Husaren. Von Rechtswegen hätte er hängen müssen, aber weil er sonst immer ein braver Kerl gewesen, und seine Offiziers ihn lieben, so ist er diesmal mit einem blauen Auge durchgeschlüpft.

Gretchen hörte die letzten Worte nicht mehr, neue Ohnmacht umschleyerte ihre Sinne, aus welcher sie nur erwachte, um sich in bittern Thränen zu baden. Ist das der Lohn für meine Liebe und Treue! während ich Tag und Nacht für seine Befreyung arbeitete, während ich jeden Genuß, und jede Bequemlichkeit des Lebens für ihn entbehrte, hieng er sich an eine luderliche Dirne und lief mit ihr davon! Ach Konrad! Konrad! wie wirst du mir in die Augen sehen können! wie wirst

du es einst vor Gott verantworten! — Mit wankenden Schritten und roth geweinten Augen verließ das unglückliche Mädchen gegen Abend die Mühle, und irrte in der Stadt umher, bis sie die Hauptwache fand, wo sie sich bey der Schildwache erkundigte, wohin man den bestraften Delinquenten gebracht habe? Nachdem der Befragte ihre züchtigen Ohren durch einige derbe Späße gequält hatte, erfuhr sie endlich, Konrad liege im Lazareth. Sie ließ sich den Weg dahin zeigen, und näherte sich zitternd und heimlich schluchzend dem Aufenthalte ihres unwürdigen Geliebten. Die Thüren wurden aufgethan. Ach! welch ein Wiedersehen! wie verschieden von ihren süssen Träumen! Konrad lag auf einem Strohbund, das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Gretchen trat hin zu ihm. Reden konnte sie nicht, sie weinte, und streckte ihre Hand nach ihm aus. Konrad wandte sich: Jesus! wie geschieht mir! — Er wollte sich aufrichten, und sank sprachlos zurück. Gretchen weinte heftiger, kniete neben ihm nieder, ergriff seine Hand, und drückte sie an ihren Busen. Konrad starrte sie aus hohlen Augen an. Plötzlich zog er seine Hand zurück, verhüllte sein Gesicht, und heulte: o das schmerzt

mehr als Spitzruthen! — Gretchen faßte seine Hand aufs neue, sie erblickte den silbernen Ring an seinem Finger: Du hast doch meinen Ring noch, schluchzte sie. — Bist du gekommen ihn zurück zu fodern? nimm ihn, ich habe ihn nicht verdient! — Wenn du bereuen könntest! wenn du mich noch liebtest! — Wollte Gott ich liebte dich nicht mehr! ich wäre ein ganzer, verstockter Bösewicht! so würde ich diese Höllenqual nicht empfinden! diese Schaam, die mich Centnerschwer zu Boden drückt. — Ich verzeihe dir — Guter Engel! laß ab mich zu martern! — Ich komme dich loszukaufen. — Ach mein Gott! — Fünf Jahre lang habe ich Tag und Nacht gearbeitet. — Du bringst mich um! Endlich habe ich 200 Thaler zusammen gespart — Gerechter Gott! das halte ich nicht aus! — Der erschöpfte Jüngling sank ohnmächtig zurück auf das Stroh. Als er wieder zu sich kam, war seine Phantasie zerrüttet, ein heftiges Fieber durchwühlte seinen Körper, mit erloschenen Augen und brennenden Lippen lag er da, bald von Frost geschüttelt, bald von Glut verzehrt.

Neun Tage lang wich Gretchen nicht von seinem Lager, kein Schlaf kam in ihre von

Thränen wundgebissenen Augen; nur aus ihren Händen empfieng er jede Arzney; ihr ersparter Zehrpfennig verschafte ihm die nöthigen Erquickungen. Nach neun Tagen hatte sie endlich die Freude, zum Erstenmale wieder von ihm erkannt zu werden. — Kannst du mir verzeihen? stammelte er leise. — Ich habe dir verziehen! rief sie mit einem Thränenstrom, und schloß ihn fest in ihre Arme. — Ich wurde verführt — eine böse, listige Dirne — Genug! genug! ich mache dir keine Vorwürfe. Nun so helfe mir Gott zu meiner Gesundheit! daß ich, so lange ich lebe, ihm seine Gnade, und diesem edlen Mädchen seine Liebe danke! — Von Hoffnung belebt, durch redliche Entschlüsse gestärkt, gewann Konrad in Kurzem seine Kräfte wieder, und als er nun so weit war, daß die Geliebte glaubte, ihn ohne Gefahr allein lassen zu dürfen, da eilte sie zu seinem Hauptmann, eröffnete ihm ihr Anliegen, und zog den Wechsel aus ihrem Busen.

Ach! ein neues schreckliches Hinderniß! das Regiment hat Marschordre erhalten, ein wüthender Feind dringt überall über die Gränze des deutschen Reichs, der Hauptmann, so gern er wollte, darf keinen Soldaten ent=

lassen, nicht einmal beurlauben; vielleicht, nach geendigtem Feldzug, aber jetzt, liebes Kind, foderst du das Unmögliche. Er muß mit fort, um die Horden der Barbaren von unsern Gränzen abzuhalten. Ach Gott! vielleicht sein Blut zu vergiessen! — für das deutsche Vaterland, versetzte der Hauptmann kaltblütig. — So darf ich wenigstens mit ihm ziehen? — Armes Mädchen, du mit deinem zarten Körperbau würdest die Beschwerlichkeiten eines Marsches nicht ertragen. — Gretchen lächelte, und machte eine leichte Bewegung mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: Guter Hauptmann, du weißt nicht, welche Beschwerlichkeiten ich schon für Konrad überstanden habe. — Und dann, fuhr der Hauptmann fort: du scheinst mir ein sittsames Mädchen, von rechtlichen Eltern; als was könntest du wohl mit ihm ziehen? — Als was? seltsame Frage! als sein Weib. — Auch das darf ich nicht erlauben. — Wie? Ich kann ihm keinen Trauschein bewilligen. Mein Gott! habe ich nicht immer gehört, ein braver Soldat müsse menschlich seyn? und wie kann er das, wenn er nicht lieben darf? — Der Hauptmann lächelte. Deine Philosophie gefällt mir, und überzeugt mich, Hans

Christoph von Z**, aber nicht mich den Hauptmann. Du wirst gestehen, liebes Kind, daß jeder Soldat das nehmliche Recht hat, Herzkrank zu werden, wie dein Konrad; nun denke dir 30,000 Weiber bey unserer Armee, und eine Jede so verliebt als dich, wahrlich! es würde nie zu einer Schlacht kommen. — Sie scherzen Herr Hauptmann, und mir blutet das Herz. — Es steht nicht in meiner Macht dir zu helfen. — Aber ich darf doch mit ihm gehn? wenn auch nicht als sein Weib, doch als seine Schwester? — Wenn du dich dem Gespötte der ganzen Kompagnie Preiß geben willst? — Immerhin, aber ich trenne mich nie wieder von Konrad. Gift schadet nur in offenen Wunden, und Spott nur der verletzten Tugend. Mein Herz ist rein, und so lange mein Gewissen mich frey spricht, möge die ganze Armee über mich spotten. — Braves Mädchen, du gefällst mir. Willst du bey einem Manne von fünfzig Jahren während des Feldzugs als Wäscherinn dienen, so komm mit mir. Um desto sicherer werde ich seyn, daß Konrad mir nicht zum zweytenmale desertirt.

Wer war froher als Gretchen! Der Handel wurde auf der Stelle geschlossen, und nie

ist ein sittsameres Mädchen einer Armee gefolgt, als die reizende Wäscherinn des Hauptmanns von Z**. Vergebens liebäugelte hier ein Lieutenant und witzelte dort ein Fähndrich; vergebens ward manche alte Marketenderinn mit goldschweren Beuteln abgesandt, um die Tugend an die Wollust zu verkuppeln: Gretchen wußte Sterne und Ordenskreuze, und, was noch mehr ist, selbst ihren Geliebten, in bescheidener Entfernung zu halten. Konrad beklagte sich zwar oft über diese Strenge, aber im Grunde beruhigte sie ihn doch, wenn er bedachte, daß seine Braut dem Eigennutz nie verwilligen werde, was sie der Liebe versagte.

Hatte doch das arme Gretchen keine andere Freude als das Bewußtseyn ihrer Unschuld, denn täglich und stündlich zitterte sie für das Leben des Geliebten. Wenn er auf dem Vorposten stand, wenn er zu irgend einer gefährlichen Expedition kommandirt wurde, oder wenn gar eine Schlacht geliefert werden sollte — ach! welche Angst stand das arme Mädchen aus! Bey jedem Schusse den sie hörte, sah sie Konrad niedersinken, jeder Verwundete, der hinter die Fronte geführt wurde, schien ihr in der Ferne Konrad. Auf

ihren Knien liegend und betend erwartete sie den Ausgang einer jeden Aktion, und wenn die Truppen siegreich zurückkehrten, wenn Konrad mit einem grünen Zweige am Hute ihr munter entgegen kam, dann dankte sie Gott mit einer Innbrunst, die nur Gefahr und Liebe einflössen.

Bis jetzt hatte ein schützender Engel den braven Konrad überall begleitet; um ihn und neben ihm stürzten seine Kameraden, er allein blieb unversehrt; immer kam er mit dem Zeugniß, daß er sich brav gehalten, und immer ohne Wunden zurück. Nach und nach wurde er so kühn, das er zum Treffen ging wie zum Tanze, und unter den Augen seiner Obern manchen Lorber erfocht, den alle Zeitungen ausposaunt haben würden, wenn der Held nicht ein Soldat gewesen wäre. So verstrich der Sommer des Jahres 1791 bis in den Erndte Monat. Damals war der Tod der fürchterliche Schnitter, der manche unreife Aehre abmähte, und die Saaten mit Menschenblut düngte. Verschanzte Lager wurden erobert, Batterien wurden gestürmt. Muthig klimmte Konrad einem dieser Feuerschlünde entgegen, da saußte eine Kugel durch die Luft, nahm ihm den rechten Arm, und

schleuderte den Körper hinab in den Graben. Da lag er hilflos, Leichen rollten auf ihn herab, andere Verstümmelte mischten ihr Aechzen mit dem seinigen, oben auf dem Hügel riefen seine Kameraden Viktoria! er hörte es, befahl Gretchen und seine Seele Gott, und die Nacht des Todes umschleyerte ihn. Heftig blutete die Wunde, mit jedem Tropfen verminderte sich die Kraft des Lebens, wenige Stunden noch, und er wäre nie aus dem Schlummer erwacht.

Getrost armer Konrad, schon sucht die Liebe deinen Leichnahm. „Das ich ihn we„nigstens begrabe!" schrie Gretchen fürchterlich, auf dem Schlachtfeld herumirrend, und nicht achtend der Kanonenkugeln, die der nahe Feind noch immer herüber sandte. Haar und Halstuch flatterten in den Wind, ihre Schuhe waren verloren, Kiesel und Dornen durchstachen ihre Füsse. So wankte sie unter den Leichen umher, kreischte den Namen des Geliebten, suchte seinen Körper mit ängstlichen Blicken, und bebte ihn zu finden. Endlich fand sie ihn leblos unter aufgethürmten Leichen, sie zog ihn hervor, sie wusch die Wunde mit ihren Thränen, sie entblößte ihren Busen, und wikelte das Halstuch

tuch um den verstümmelten Arm. Aber wie den Verwundeten fortschleppen? keine Hilfe — keine Menschen — keine Tragbahre — wozu das Alles? Angst und Liebe geben Riesenkräfte, sie ladet ihn auf ihre Schultern, und trägt Athemlos die geliebte Bürde in das Feldlazareth. Kaum ist sie vor dem Wundarzt angelangt, kaum hat sie eine Bitte um schleinige Hilfe gestammelt, so sinkt sie erschöpft zu Boden, und erst nach mehreren Stunden kehrten Wärme und Leben in den liebevollen Busen zurück.

* *
*

Es war im Sommer des Jahres 1793, als die Gräfin P** abermals durch W** reiste, sich der interessanten Spitzenwäscherinn erinnerte, ihr Taschenbuch hervorzog, und die Wirthin fragte: wo der Tischler Konrad Braun wohne? — Tischler? versetzte die Wirthin: gewesen! Der arme Schelm wird in seinem Leben keinen Hobel mehr anrühren. — Wie so? — Je du mein Gott! weil er nur einen Arm hat, den Andern haben ihm die heidnischen Franzosen abgeschossen. — Wovon lebt er denn? — Von dem Fleisse seiner Frau,

und von einer kleinen Pension die ihm der König giebt. Davon würde er aber nicht fett werden, wenn das brave Weib nichts thäte. — Hat er die Spitzenwäscherinn? ja — aber woher kennen Ihro Gnaden — doch es ist ja wahr, ich besinne mich, sie hat vor fünf Jahren Spitzen für Ihro Gnaden gewaschen. Nun, sie wäscht noch immer, wenn Sie ihr Etwas zu verdienen geben wollen. — Das will ich, sagte die Gräfin, wo wohnt sie. — Ich werde sogleich zu ihr schicken. — Nein, ich will selbst hingehen. — Ach Ihro Gnaden wollen sich bemühen, in eine schmutzige Gasse, ein kleines niedriges Haus — das hat nichts zu bedeuten, lasse sie mir nur vom Hausknecht den Weg zeigen.

In wenig Minuten stand die Gräfin vor Gretchens Hausthür. Es wurde angeklopft, ein schöner junger Mann mit einem Arm that ihr auf. Er zog die Mütze ab, und nöthigte sie herein zu treten. Da saß Gretchen mit einem kleinen Engel an der Brust, in dessen Anschauen sie so vertieft war, daß sie die Ankunft einer Fremden nicht einmal gleich bemerkte. Als sie nun aber die Augen aufhub, und ihre Wohlthäterin erblickte, Himmel! welche Freude glänzte auf ihrem Gesichte! Das

ist sie! das ist sie! rief sie ihrem Manne zu: das ist die Frau, von der ich dir so oft erzählt habe! und flugs legte sie das Kind in die Wiege, ergriff die Hand der gerührten Gräfin, drückte sie feurig an ihre Lippen, bat sie, sich in den Großvaterstuhl zu setzen, wollte frische Milch holen, oder Kaffee machen, rannte im frohen Taumel hin und her, griff bald nach diesem bald nach jenem, und rief immer dazwischen: ich wußte wohl daß sie uns nicht vergessen würde! habe ich es nicht gesagt? sie hat sich deinen Namen aufgeschrieben, sie wird uns noch einmal besuchen, ehe wir es uns versehen.

Der Mann stand, und wischte sich mit seiner Mütze die Thränen aus den Augen. Könnte ich doch meine Hände falten, sprach er, und zu Gott für sie beten.

Wie ist er denn um seinen Arm gekommen, guter Mann? — Je, die Franzosen haben mir ihn weggeschossen. — Mich dünkt, Gretchen, es war Anno 88 als wir uns zum letztenmale sahen, und damals standest du im Begriff deinen Konrad zu holen; aber damals hatten wir noch nicht Krieg? — Ja, gnädige Frau, versetzte Gretchen, der Mensch denkt es, Gott lenkt es. Freylich wollte ich

ihn holen', aber der böse Jude, den ich nicht verdammen will — ach! ohne ihn hätte mein Konrad seine gesunden Gliedmassen behalten! ohne ihn wäre ich drey und ein halbes Jahr früher das glücklichste Weib geworden!

Nun hub sie an zu erzählen, von dem schönen Tage, an welchem die gnädige Frau sie so großmüthig beschenkt, bis zu dem, an welchem eine unglückliche Kartätsche ihren Konrad verstümmelte; wie er damals drey Monate im Lazareth gelegen, und sie nicht von seiner Seite gewichen, ihm Gott geholfen — Ja, — sagte der Mann, Gott und du! ohne dich wäre ich hilflos gestorben, wie so mancher andere brave Kerl — „Still!" — Nein nicht stille. Du warst selbst krank, konntest dich kaum auf den Beinen halten, und doch kamst du nicht von meinem Bette, brachtest in drey Monaten die Kleider nicht vom Leibe — „Stille" — Nein, nicht stille. Wer war es, der den Feldscheer dafür bezahlte, daß er mich sorgsamer abwartete als die übrigen? und mit welchem sauer erworbenen Gelde? und hatte ich das wohl verdient? ich, der ich — „Stille lieber Kon„rad!" — Warum denn stille? warum soll es die gnädige Frau nicht wissen, daß ich

mich schwer an dir versündigt hatte? weiß es doch unser Herr Gott! und strafte mich dafür von Rechtswegen, der Arm gieng mit einer Kanonenkugel auf Reisen, und der silberne Ring, den ich an der rechten Hand trug, gieng mit zum Teufel, das thut mir fast eben so leid als mein Arm. — „Habe „ich dir nicht einen goldenen dafür geschenkt?“ — Nun freylich, du hast mir mehr geschenkt als das, Leben und Gesundheit, Nahrung und Freude. Wenn du nicht wärest, wo sollte ich denn den Bissen Brod — „Stille doch „lieber Konrad!“ — Nein, nicht stille! der König giebt mir freylich eine kleine Pension, aber was will das sagen? Alles ist theuer, arbeiten kann ich nicht, es würde verzweifelt knapp hergehen, wenn das brave Weib nicht mit der frühen Morgensonne am Nährahmen säße, oder am Waschfasse stünde — „Nun ists genug, lieber Mann, hast du mich denn jemals klagen hören? habe ich dir nicht immer gesagt: Freud' und Leid, wie der Pfarrer spricht, soll man in der Ehe mit einander tragen. Uns aber schickte Gott das Leiden vor der Trauung zu, nachher haben wir noch keine böse Stunde mit einander gehabt. Viel Arbeit? desto besser! Arbeit

macht gesund und froh, und wenn man vollends für den Geliebten arbeitet, o dann geht es flink von der Hand! freylich, nun der kleine Schreyhals dazu gekommen ist, so wird es mir zuweilen ein wenig sauer; aber der kleine Schreyhals schreyt doch nicht immer, er lächelt auch zuweilen, — sieh nur, jetzt eben — o dann ist Alles vergessen!“ —

Die Gräfin genoß einen unaussprechlich süssen Augenblick. Sanfte Thränen der Rührung schlichen sich über ihre Wangen, und benetzten den Busen, der von Menschenliebe wallte. „Ich muß mich schämen liebes Gretchen, sagte sie, daß ich schon so lange in deiner Schuld bin.“ — In meiner Schuld gnädige Frau? — „Als ich vor fünf Jahren dir ein kleines Geschenk mit dem ausdrücklichen Versprechen machte, dir, so lange du lebst, jährlich eben so viel zum Behuf deiner Wirthschaft zu schicken“ — Wie gnädige Frau? das hätten Sie versprochen? — „Du bist sehr großmüthig, daß du dich stellst, als habest du es vergessen. Leider vergaß ich es selbst unter dem Gewühl von Zerstreuungen; aber heute, als ich die Thürme von W** erblickte, erinnerte ich mich dessen. Versprechen macht Schuld, Wort muß man halten,

und ich werde in Zukunft nie wieder so saumselig seyn. Hier sind" —

Mein Gott! gnädige Frau! Sie haben mir nichts versprochen. — „Frage nur meine Kammerjungfer, sie war Zeuge davon, aber du warst damals so ganz mit deinem Konrad beschäftigt, daß du drüber nur halb hörtest. Hier sind also fürs Erste 250 Thaler alte Schuld. Meine Saumseligkeit hat doch etwas Gutes gestiftet, ihr habt das Geld nun auf Einmal beysammen, und könnt es auf Zinsen legen. Hier ist auch die Rente für dieses Jahr, und bald ich nach Hause komme, will ich euch ein Instrument darüber schicken, damit ihr, wenn ich etwa sterben sollte" —

Konrad und sein Weib hörten und sahen nicht mehr. Sie lachten und weinten, sie stammelten und beteten: Gretchen riß das Kind aus der Wiege, hieng sich damit an die Knie der Gräfin, der Mann streckte seinen Einen Arm gen Himmel — es war ein Schauspiel für Engel von verschwisterten Engelseelen dargestellt. Die fein und stark fühlende Gräfin konnte es nicht länger ertragen. Sie schlüpfte behende aus der Thier, Mann und Weib eben so behende hinter ihr drein.

Mit holder Schaam rosenfarb übergossen flog sie über die Strasse, Segenswünsche schallten hinter ihr her, die Vorübergehenden blieben stehn, und gafften, der wohlthätige Flüchtling schlug bescheiden die Augen nieder, und als sie sich endlich in Sicherheit glaubte, drückte sie dem Hausknecht einen Gulden in die Hand, damit er niemanden sagen solle, was er gesehn.

Herrliches Weib! hier steht deine Büste vor mir. Ich lege die Feder nieder und umarme den kalten Stein. Vergieb! vergieb einem Herzen das dich liebt und bewundert, wenn es, uneingedenk deiner bescheidenen Bitte, diesen Zug deines Edelmuths der Welt bekannt machte. Heil dir und dem guten Gretchen! das mit der Schwärmerey einer Romanheldinn den Ernst einer treuen Gattinn verband, die schönsten Frühlingsjahre der Liebe aufopferte, und endlich sogar dem Ungetreuen vergab. Das hätte kein Mann gethan! Nein, so liebt kein Mann!

Der schöne Minnesinger.

(Eine wahre Geschichte.)

Ihr guten alten Rittergüter; du schöne romantische Vorwelt! wo die Liebe in der Provence ihren eigenen Gerichtshof hatte, der mit Geheimnißvollen Ceremonien jedes süsse Wort, jede kleine Gunstbezeugung abwog; goldene Zeit, wo man die Geliebte um eines sauren Gesichts willen vor einem Parlament verklagen konnte, das, weil auch Frauenzimmer Sitz und Stimme hatten, troz der Schönheit der Beklagten, unbestechbar blieb. Immer und überall ist das Wesen der Liebe sich gleich, nur daß die Jahrhunderte, ein Jedes nach seiner Art; an der Form künsteln. Wer eine Reihe von Jahrhunderten in Rücksicht der Liebe und Sitten überschaut, dem gewährt sie den nehmlichen Anblick, welchen eine Reihe von Menschen ihm darbietet, deren Jeder sich nach seiner Phantasie gekleidet hat. Hier steht ein altes Mütterchen in hohe Krägen vermummt, und dort eine junge Dirne mit ganz entblößtem Busen; hier

ein geschraubter Herr mit einer Allongenperücke, und dort ein Philantropist mit rund geschnittenem Haar.

Wer kennt nicht die Troubadours, jene Dichter der Liebe, einst eine Zierde jedes Hofes, und willkommen in jeder Stadt. Viele grosse Herren wurden Troubadours, und selbst Könige dichteten Lieder, die man vermuthlich immer sehr schön fand. Die Gabe zu lügen galt, und gilt immer noch, doch damals mußte man in Versen lügen können; und auch das war noch nicht genug, denn um auf den Namen eines braven Troubadours Anspruch zu machen, mußte man die gereimten Lügen mit Anstand und einer angenehmen Stimme abzusingen verstehen. Gleich dem Homer giengen sie, die Leyer in der Hand, von Ort zu Ort, und sangen ihre Lieder; aber der alte blinde Homer gewann bey seinen göttlichen Gesängen kaum einen Bissen Brod, da hingegen die Troubadours oft ein glänzendes Glück durch Gedichte machten, deren ganzer Vorzug Natur und Anmuth war, zuweilen durch ein wenig Spott gewürzt.

Savary de Mauleon, ein Jüngling von hohem Stande aus Poitou gebürtig, und ein ausgezeichneter Troubadour, erschien im

Gefolge des Grafen von Provence, dessen Hof die Wiege jener Gattung von Dichtkunst war, und wo alle diejenigen eine gastfreye Aufnahme fanden, welche sich darin hervorthaten. Blos durch Witz und Galanterie wollte Savary glänzen, drum verbarg er seinen Namen, und nannte sich **Fringaire**, ein Wort, welches in der Sprache der Provenzalen einen Liebhaber bedeutet. Man setzte bald das Beywort schön hinzu, und er hieß überall der schöne **Fringaire**.

Der Graf von der Provence liebte ihn; es war keine Dame am Hofe, die nicht von ihm besungen zu werden wünschte. Mit einer reizenden Stimme verband er eine angenehme Gestalt, sein Gesicht war rund und braun, sein Haar schwarz, seine Schultern breit, und sein Anstand männlich. Keine Schöne fand diese Nebendinge überflüßig, und wenn man ihn sah, vergaß man oft den Wunsch ihn zu hören.

Er besang die Gräfin von Provence. Er redete mehr als Einmal öffentlich im Gerichtshof der Liebe, und ärndete allgemeine Bewunderung. Man bot ihm die ersten Stellen unter den Gliedern jenes Gerichtshofes an, die eben so einträglich als Ehrenvoll

waren. Er schlug Alles aus, trotzte auf seine Freyheit, und wollte nie andere Fesseln tragen, als die seiner Dame. Ein solches uneigennütziges Verfahren ließ seine hohe Geburt vermuthen, man zischelte sich ins Ohr, er sey ein Königs oder Fürstensohn, der nur sich selbst und den Damen zu gefallen Troubadour geworden, und der sich zu erkennen geben werde, so bald er die Geliebte seines Herzens gefunden. Dieses Gerücht vermehrte seinen Ruf, seine Lieder schienen noch besser als vorher; alle Minnesinger wurden seine Nebenbuhler, und alle Damen liebäugelten mit ihm; jene suchten ihn zu verschreyen, und diese zu fesseln. Die Schönen, welche er besang, haßten sich von ganzem Herzen unter einander. Es bestanden Spaltungen im Gerichtshofe der Liebe, und Factionen im Parlament. Die Urtheile wurden nicht mehr einstimmig gesprochen, denn die Weiber waren immer auf seiner Seite, und die Männer immer gegen ihn. Man will sogar behaupten, er habe seinen Credit mißbraucht, und zuweilen Entscheidungen bewirkt, über die er nachher selbst lachte.

Aber auch seine Stunde war gekommen. Er sah Marien von Sicilien, eine Tochter

Roberts mit dem Zunamen der Gute und Weise, der damals Graf von Provence war, er sah und liebte sie. Gern hätte er es ihr gesagt, aber Esclarmonde de Foix, die Tante der Prinzeßin, welche den schönen Fringaire mit ihrer besondern Zuneigung beehrte, wußte eine nähere Erklärung immer zu verhindern, und brachte durch ihre aufgedrungene Gesellschaft den guten Minnesinger nicht selten zur Verzweiflung.

Mariens Frühling hatte kaum begonnen. Ein schlankes Mädchen, mit grossen blauen Augen, eine Rosenknospe statt des Mundes, und Perlen statt der Zähne. Sie wußte, daß ihr Aschfarbiges Haar lang und schön war, daher ließ sie es gern in wallenden Locken um ihre Schultern flattern, eine Mode die alle Damen am Hofe, mit langen und kurzen, schlichten und krausen Haaren ihr bald nachmachten. Die Schönheit ihres Geistes glich den Reizen ihres Körpers. Marie erhielt Sitz und Stimme im Gerichtshof der Liebe, und Niemand wußte besser als sie zu rechter Zeit Beyfall zu lächeln, wenn etwas schön und fein Gedachtes gesagt wurde.

Ihr Liebhaber vertheidigte, um ihr zu gefallen, vor dieser ehrwürdigen Versamm-

zung manchen auffallenden Satz; er bewieß zum Beyspiel, daß ein kleiner Fuß — (Marie hatte den niedlichsten Fuß in der ganzen Provence) — der anziehendste Reiz eines Mädchens sey; daß man die Blondinen den Brünetten vorziehen müsse, weil ein schwarzes Auge immer Härte und Unbestand verrathe; daß fliegendes Haar schöner schmücke, als Diamanten und Perlen, u. s. w. Er wußte seine Behauptungen immer auf scheinbare Gründe zu stützen, und mit Witz und Laune zu verzieren; jedoch Anwendungen zu machen erlaubten sich höchstens seine Blicke, und seine Blicke wurden verstanden. Schade daß wir den größten Theil dieser seltenen Abhandlungen eingebüßt haben! begeistert durch Liebe, und angefeuert durch den Wunsch zu gefallen, was mußte er nicht leisten! — O ja, er leistete so viel, daß Graf Robert und Esclarmonde darob in Wuth geriethen. Der Eine wollte ihn von seinem Hofe verbannen, und die Andere verlangte gar, man solle ihn ins Gefängniß werfen. Es fehlte wenig, so hätte man ihn einem andern Gericht übergeben als dem Gerichtshof der Liebe.

Was war dabey zu thun? Savary sann auf Mittel Esclarmonden zu besänftigen.

Der Vorzug, welchen er den blauen Augen gab, hatte sie nicht beleidigen können, denn ihre Augen waren von gar keiner Farbe, und es mußte ihm leicht werden, sie zu überreden, daß sie blau wären. Glücklicherweise hatte sie auch einen kleinen Fuß. Freylich hatte dieser Fuß eigentlich eine runde Gestalt, und war eben so dick als lang, aber wie leicht konnte nicht ihre Eitelkeit Savarys Lob auf sich ziehen. Er versuchte es, dieser Eitelkeit die gewünschte Richtung zu geben, und es gelang ihm.

Esclarmonde war entzückt den schönen Fringaire zu ihren Füssen zu sehen, sie wollte die Macht ihrer Reize durch Geschenke verstärken, und ließ einen kostbaren goldenen Becher bringen, in welchen der Künstler die Liebe Titons und Aurorens gegraben hatte. Aber ach! gerade in dem kritischen Augenblicke, als sie ihm diesen Becher überreichte, trat ihre Nichte herein; die Tante entfärbte sich, ihre Hand bebte, der Becher entschlüpfte ihr, und fiel zu Boden. Marie und Savary bückten sich zu gleicher Zeit ihn aufzuheben, und bey dieser Gelegenheit berührte Mariens Hand die des glücklichen Liebhabers. Ob es mit Vorsatz geschehen, wage ich nicht

zu entscheiden. Der Nebel des grauen Alterthums ruht auf dieser Begebenheit, und wer könnte die Wahrheit bestimmen, wenn es auch gestern Abend geschehen wäre. Mit mehrerer Gewißheit hat die Geschichte uns den Umstand aufbewahrt, daß der Troubadour mehr verliebt als klug, im Taumel des Entzückens aus dem Saale stürzte, und auf der Stelle ein Gedicht verfertigte, in welchem er die Frage aufwarf: welcher von dreyen Liebhabern der Beglückteste sey? Der einen günstigen Blick von seiner Schönen erhalten? oder dem sie die Hand gedrückt? oder dessen Fuß sie berührt? Das waren die Gegenstände, auf welche unsere guten Vorfahrer ihre Metaphysik einschränkten. Die letzte Frage bezog sich auf einen seligen Augenblick, da Marie, in Gegenwart des ganzen Hofes an dem Troubadour vorbeyschlüpfte, und auf eine etwas gezwungene Art ihm auf den Fuß trat. Sie machte freylich Entschuldigungen darüber, aber die Anwesenden ließen sich nicht täuschen, und der entzückte Savary trug lange ein Lilla Band auf diesen getretenen Fusse, welches die Leibfarbe der Prinzessin war.

In seinem Gedicht wankte er lange unentschlossen zwischen den beyden letzteren Gunstbezeugungen,

bezeugungen, entschied aber endlich für die Berührung mit dem Fuße, und schloß mit der Versicherung, daß alles Gold des Pactolus, und alle Reichthümer Indiens, seinem Herzen minder theuer wären, als dieser kostbare Beweiß schüchternen Liebe.

Ein Dichter ist oft klug genug, nicht Alles zu sagen was er denkt, aber selten so klug zu verschweigen was er schrieb. Esclarmonde wüthete, und der schöne Fringaire büßte seine Unbesonnenheit durch eine schmerzliche Verbannung aus Mariens Gegenwart. Er mußte den Hof des Grafen von Provence fliehen, und irrte traurend umher. Am Hofe von Frankreich nahm man ihn mit Achtung auf, auch dort zeichnete er sich aus durch seine Talente, aber noch immer verschwieg er seinen Namen, jetzt größtentheils aus Furcht vor seinem Vater, der, wie der Väter Friedrichs des Grossen, keinen Sinn für feinere Bildung seines Sohnes hatte. Geschmacklose Feste, Jagd und Pferde waren seine einzige Freude. Auf der Jagd starb er auch endlich von einem Eber verwundet. Savary de Mouleon beweinte den Todten, und verbarg seinen Stand nicht länger.

Kaum wurde sein Name bekannt, als jede Mutter ihn zum Sohne, jedes Mädchen zum Gatten wünschte. Aber jetzt erklärte der treue Savary laut seine Leidenschaft für Marien von Sicilien, und eilte auf Flügeln der Liebe zurück an den Hof von Provence. Ach! wie fand er Alles verändert! Esclarmonde war gestorben, aber die Prinzessinn hatte ihr Herz dem berühmten Florentiner Bocaz geschenkt, der zwar nicht schöner sang als Savary, aber jünger war als Er. Verschmähte gleich Marie die Lieder des vormals geliebten Fringaire nicht, so gab sie doch den Bewerbungen ihres neuen Buhlers einen auffallenden Vorzug. Verzweifelnd floh Savary auf seine Güter, wo er bis zum Jahr 1382 seine Leiden in rührende Lieder hauchte.

Um jene Zeit argwöhnte man, Marie von Sicilien sey Mitschuldige an dem Tode des Königs von Neapel, Andreas von Ungarn, und dieser Argwohn kostete ihr den Kopf. Savary erfuhr es, versank in Schwermuth, und überlebte ihr trauriges Schicksal nicht lange. Er starb beweint von allen seinen Vasallen, deren Wohlthäter er gewesen war.

Die neue Atalanta.

Eine Begebenheit, die sich im Jahre 1757 bey Dinan in Bretagne zutrug.

In einer Gesellschaft von mehreren Damen, behauptete der Chevalier de la Houssaye, ein schöner, grosser und geschmeidiger junger Mann, daß die Frauenzimmer durch ihre engen Schuhe es endlich dahin bringen würden, wie die Chineserinnen, nicht drey Schritt weit gehen zu können; daß man sie bald aus einem Zimmer in das Andere werde tragen müssen, und daß, mit einem Worte, jede Dame wenigstens zwey Stunden Zeit gebrauche, um bis zu dem Schloß de la Garaye zu gehen, welches kaum eine starke Viertelmeile von Dinan entfernt liegt. Sein Ton und Gesicht waren dabey so mitleidig verspottend, daß endlich eine junge Dame aus der Gesellschaft, Mademoiselle de la Pilaye, die Geckenhafte Uebertreibung nicht länger ertragen konnte. Dieses liebenswürdige Mädchen war jung, hübsch und geistreich.

„Wollen sie wetten, mein Herr, hub sie an, daß ich früher als Sie auf dem Schloß de la Garaye seyn werde?"

Ein Wettlauf mit einer schönen Dame, welcher galante Mann wird das abschlagen? Der Chevalier nahm die Ausfoderung mit Vergnügen an. Der endscheidende Tag wurde auf den 9ten Oktober festgesetzt, und am 9ten Oktober, Nachmittags um zwey Uhr, erschienen wirklich beyde Kämper auf dem bestimmten Platze. Das Mädchen trug ihre gewöhnlichen, der Jahreszeit angemessenen Kleider, nur von leichtem Zeuge. Der Jüngling hingegen hatte sich blos in eine kurze Weste gekleidet, und eine kleine baumwollene Mütze auf dem Kopfe. Diese vorsichtigen Zubereitungen mißfielen gleich der zahlreichen Versammlung; das Interesse für die junge Dame verdoppelte sich, Jeder schickte fromme Wünsche für sie zum Himmel, aber Niemand wollte auf ihre Hand, oder vielmehr auf ihren Fuß, wetten; man wagte nicht einmal zu hoffen. Eine unendliche Menge Volks war auf dem Sammelplatz, grosse Haufen hatten sich bereits voraus nach dem Schlosse de la Garaye begeben, und wer nicht hier oder dort war, der stand am Wege und

lauerte, beyde Seiten der Strasse waren mit Menschen bedeckt.

Jetzt wird das Zeichen gegeben, und die Wettläufer fliegen davon. Der Chevalier macht anfangs allerley Sprünge und Entrechats, um zu zeigen, daß er seinen Feind nur gering achte. Als er aber merkte, daß die schöne Gegnerin, ohne darauf zu achten, einen ziemlichen Vorsprung gewonnen, nimmt er plötzlich alle seine Kräfte zusammen. Es wird ihm nicht leicht sie einzuhohlen, aber es gelingt ihm doch. Die liebenswürdige Pilaye hatte ihrer Seits mit einem leichten aber gemäßigten Schritte angefangen, so daß sie noch nicht im geringsten ermüdet war, als der Chevalier sie einholte. Jetzt kam es darauf an, ihn nicht vorbey zu lassen, sie strengte ihre äussersten Kräfte an, und es gelang ihr.

Diejenigen, welche die Kämpfer hatten auslaufen sehn, sahen bald nichts mehr. Diejenigen, welche ein Drittheil des Weges vorausgegangen waren, sahen nur noch den Staub, den die Füsse des Chevaliers machten, denn die leichten Schritte seiner Gegnerin erregten keinen Staub. Niemand war im Stande ihr zu folgen, die Zephyrs allein hatten das Recht sie zu begleiten; es schien,

als ob sie auf ihren Flügeln getragen werde, und nur zum Schein Schritte mache, denn sie berührte die Erde nicht. Ein kleiner Mantel von Flor wallte hinter ihr her, und schien wider Willen mit Gewalt nachgezogen zu werden. Die Wünsche des Volks kamen den Zephyrs zu Hilfe; die Kräfte der schönen Wettläuferin schienen sich zu vermehren, in dem Grade als die ihres Gegners abnahmen. Jetzt blieb er einige Schritte hinter ihr, jetzt war er wieder neben ihr. Zwischen Furcht und Hoffnung schweben die Zuschauer, und athmen kaum, aber noch immer wünschen sie mehr, als sie zu hoffen wagen. Der Held scheint endlich ermüdet, die Heldin wird es gewahr, raft ihre ganze Stärke zusammen, und fliegt wie ein Blitz an ihm vorüber. Er hat keinen Athem mehr, Schaam und Verdruß glühen in seinen Augen, er bekennt sich überwunden, setzt sich nieder, und geht bald darauf durch Nebenwege nach der Stadt zurück. Er langt in seiner Wohnung an, ein finsteres Schweigen verkündigt seine Niederlage, er entkleidet sich schnell und legt sich voll Unmuth zu Bett. Dort wollen wir ihn lassen, um zu der neuen Atalanta zurückzukehren.

Sie erfuhr ihren Sieg später als die Zuschauer, denn sich umzusehen, um hinter sich zu blicken, hätte einen gefährlichen Zeitverlust verursacht. Aber da sie endlich ihren Gegner nicht mehr weder laufen noch keuchen hört, so wagt sie einen Rückblick und sieht sich allein. Nun hätte sie ohne Gefahr ausruhen können, aber sie verschmäht die Ruhe, und begnügt sich bloß den schnellen Lauf in einen leichten Schritt zu verwandeln. So kommt sie glücklich bis nach la Garaye, wo ein lautes Freudengeschrey ihr entgegen tönt. Das jubelnde Getöse pflanzt sich fort von Haufen zu Haufen derer die ihr gefolgt waren, man hört es in der Stadt selbst, und der Triumph ist nicht mehr zweifelhaft. Alle Welt will Theil daran nehmen, alle Wagen werden angespannt, alle Pferde gesattelt, die Strasse wimmelt, man streitet um den Vorzug die liebenswürdige Siegerin zurück zu führen. Bescheiden und gelassen widerspricht sie den Bitten ihrer zahlreichen Freunde. „Das Fuhrwerk, spricht sie, welches mir den Sieg verschafte, soll mich auch nach der Stadt zurückbringen.“ Sie macht sich auf den Weg, alle Standespersonen beyderley Geschlechts von ganz Dinan begleiten sie,

vor ihr und hinter ihr wallt eine zahllose Menge Volkes, die leeren Wagen beschliessen den Triumphzug.

Indessen haben die galanten französischen Offiziere eilig die Garnison zusammen berufen, und empfangen sie am Thor mit kriegerischer Musik. Unter dem Schall der Trommeln, Pfeifen und Hoboen, begleitet sie der ganze Zug bis vor ihre Hausthür. Dort überhäuft man sie nochmals mit den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen, und gönnt ihr die nöthige Ruhe. Doch nur bis auf den Abend. Die Gräfin de la Bretonniere, die Mutter des Gouverneurs, gab ein grosses Soupee, welchem ein glänzender Ball folgte, wo die Heldin des Tages im schwebenden Tanz eben so leicht ihre Gespielinnen besiegte, als sie den kecken Chevalier im Wettlauf besiegt hatte.

Die vier Louisd'ors, welche sie durch die Wette gewonnen hatte, sandte sie noch am nehmlichen Abend einem Stifte zu, wo arme Mädchen erzogen wurden.

Liebenswürdiger französischer Enthusiasmus! was ist aus dir geworden! Wer konnte am 9ten Oktober 1757 voraussehen, was am 6ten Okt. 1790 geschehen würde!

Der Zauberreitz der Sittsamkeit.

(Eine griechische Erzählung.)

In ewig blühenden Haynen wandelte Lycophron traurig, und seufzte um Aglaja, die Gespielin des Knaben, die Geliebte des Jünglings, jetzt Priesterin Apolls.

„Hier hüpfte sie sonst mit mir durch das lachende Tempe — ich bin allein, und die Bäume blühen nicht, die Blumen duften nicht. Wo sonst ihre süsse Stimme die wilden Bewohner des Waldes herbeylockte, da gurgelt heute die Nachtigall ihr fades Lied. Auf jener Rasenbank webte sie einen Schleyer, und unter ihren Rosenfingern schämten sich der Purpur von Tyrus und die Perlen des Orients. Ach! dieser Schleyer verhüllt sie mir auf ewig! grausamer Sohn Latonens!

du hast mir Aglajen! geraubt! was soll mir ohne sie des Lebens drückende Last!"

So klagte Lycophron. Seine Thränen flossen in die Wellen des Waldstroms, der sie schäumend hintrug an das ferne Gestade, wo er die Mauern von Apolls Tempel bespülte. „Nur allein diese Wellen, die meine Thränen verschlangen, finden den Weg zu jenem unzugangbaren Heiligthum! Ha! diese Wellen, diese Thränen, netzen vielleicht Aglajens Füsse im Bade! ein fremder Schauer durchbebt vielleicht ihre schönen Glieder. — Und wenn sie nun die Krümmung des Stromes hinaufblickt — was schwimmt daher — was wogt auf dem Wasser — bald von überhängenden Zweigen gehalten, bald von der nächsten Welle weiter geführt — ein Leichnam — ein Unglücklicher — ha! es ist Lycophron! der treue Liebende, der Aglajens Verlust nicht überleben konnte. Sieh da wirft der Strom den entseelten Körper an's Ufer, neben ihm kniet Aglaja, und benetzt die kalte Wange mit ihren warmen Thränen. — O! um diesen Preiß sey mir der Tod Gewinn! ihr Götter der stygischen Nacht! gewährt mir die letzte Bitte! tragt die entseelte Hülle zu Aglajens Füssen!"

Kaum zitterten noch in den Lüften die letzten Töne von Lycophrons Klagen, schon hatte der Waldstrom den Unglücklichen verschlungen. Doch er war der Sohn der Nymphe Epicharis. Mit mütterlicher Angst umschwebte sie den Jüngling, ihre Arme fiengen ihn auf als die Verzweiflung ihn hinabstürzte, leblos trug sie ihn an's Ufer, und erwärmte sein Herz an ihrem Busen. Er schlug die Augen auf.

„Sohn! Sohn! was habe ich dir gethan, daß du meine Sorgfalt und Liebe durch fressenden Gram belohnen willst!“

„Mutter! du hast mich gebohren, aber Aglaja gab mir das Leben. Warum hast du mein Herz an deinem Busen erwärmt, daß es wieder klopft, wenn es nicht für Aglajen klopfen darf!“

„Hoffe, sprach die Mutter, hoffe und vertraue meiner Liebe. Wenn das rührende Flehen der Natur die Unsterblichen zu beugen vermag, so kehre ich in dreyen Tagen mit der holden Aglaja zurück. Bis dahin lebe, liebe und hoffe!“

So goß die Nymphe Epicharis lindernden Balsam in die Wunden des Jünglings. Auf einem leichten Wölkgen sah er sie dahin schwe-

ben, und sein Gebet eilte vor ihr her. Ah! sie wußte wohl, wie selten die Götter dem Rade des Schicksals in die Speichen greifen; sie wagte nicht Aglajens Befreyung zu hoffen, nur Ruhe wollte sie dem Sohne durch eine liebliche Täuschung erringen.

„Dein Schmerz rührt mich" so antwortete Proteus, den sie um Hilfe anrief, auf die Klagen der weinenden Mutter: „Den Lauf des Schicksals zu hemmen, steht nur in Jupiters Macht. Doch glücklich sind die Sterblichen! Täuschung gilt ihnen für Wahrheit, und Jene deinem Sohne zu gewähren, ward von den Göttern mir vergönnt. Nimm diesen Gürtel; er ist es, der mich bald in eine blaue Wolke hüllt, bald in Wassertropfen auflöst; durch den ich, jetzt ein flammendes Gestirn, in der Luft schimmere, und jetzt wieder eine bunte Schlange mich im Grase winde. Wer diesen Gürtel trägt, dem lügt der leiseste Wunsch jede Gestalt an. Täglich müsse ein Mädchen sich damit umgürten, und den Augen deines Sohnes als Aglaja erscheinen. Gern würde ich ihn ganz beglücken, wenn ich mit Aglajens Schönheit auch ihr Herz verleihen könnte."

Die getröstete Mutter stammelte ihren Dank, und eilte auf Flügeln der Sehnsucht den Ufern des Waldstromes zu, wo Lycophron am Morgen des dritten Tages der versprochenen Rettung entgegen seufzte. Epicharis erschien, neben ihr die junge Syrinx, mit dem wunderreichen Gürtel umgeben, der ihr Aglajens reizende Gestalt andichtete. Der Jüngling sinkt sprachlos in ihre Arme, aus Wonnegefühlen schlürft er Vergessenheit seiner Leiden, und der Pallast seiner glücklichen Mutter ertönt von lautem Jubel.

Aber welche unbegreifliche Verwandlung. Der Rausch des ersten Entzückens verfliegt, und Lycophron fühlt sich minder beglückt, als er an Aglajens Busen zu werden hofte. Lieh nur seine glühende Einbildungskraft ihr jenen himmlischen Reiz, den er heute an ihr vermißt? oder hat die Erfüllung seiner Wünsche Ueberdruß erzeugt? oder ist Aglaja nicht mehr die sie war? hat das Heiligthum Apolls ihre Unschuld vergiftet? wo blieb die sittsame Schüchternheit, die holde Schaam, das liebevolle Widerstreben, alle jene jungfräulichen Eigenschaften, welche die Zärtlichkeit zu Begierden entflammten, und doch die Begierden mit Leichtigkeit fesselten. — O Sohn Latonens!

was ist aus Aglajen geworden! — Die Glut des Verlangens hat die Röthe der Schaam von ihren Wangen verjagt. Die Trunkenheit der Wollust hat die Thräne des Mitgefühls aus ihren Augen verdrängt. Grausamer Gott; du gabst mir ihre Gestalt zurück, ihre Tugenden blieben der Schmuk deines Tempels!

So haderte Lycophron mit den Unsterblichen. Zevs hörte seine Klagen und fühlte Mitleid. Ungern gehorchte Apoll dem Vater der Götter, ungern versprach er die reizende Aglaja dem liebenden Jüngling zurück zu geben, doch nur dann, wenn diesen, bey freyer Wahl, seyn Herz nicht irre führe.

Eine Wolke umschleyerte Lycophron. Von den Ufern seines Waldstroms sah er sich plötzlich in Apols Tempel versetzt. Die Wolke zerfloß um ihn her, und sein staunender Blick ruhte auf zwanzig Nymphen, deren Jede Aglajens Ebenbild war. Entkleidet von den blendenden Lichtstrahlen stand Phöbus vor ihm. „Deine Klagen, so sprach er mit sanftem Ernst, haben den Vater der Götter erweicht; in deinen Händen ruht jetzt dein Schicksal. Deine besorgte Mutter hat dich die nämliche Gestalt getäuscht, die du hier zwanzigfach vor dir siehst. Wähle! Eine unter ihnen ist die

wahre Aglaja. Doch wisse, daß deine Wahl unwiderruflich ist. Leitet dein Gefühl dich irre, so ist Aglaja auf ewig für dich verloren!“

Phöbus schwieg. Aengstlich fiegen die Blicke des Jünglings von Nymphe zu Nymphe, immer die nämliche holde Gestalt, der nämliche Grazienwuchs; das Auge einer Jeden ruhte freundlich auf ihm, und schien zu sagen: ich bin die, die vormals mit dir durch das lachende Tempe hüpfte; ich bin die, deren süsse Stimme die milden Bewohner des Waldes herbeylockte; wähle mich mein Geliebter! laß dich nicht täuschen durch die trügende Gestalt meiner Nachbarin. —

Ach! wie beklommen war das Herz des armen Jünglings! An diesem Augenblicke hängt sein Leben, wohin er sieht, sieht Aglaja vor ihm; welcher mitleidige Genius flüstert ihm zu: das ist sie! — Noch Einmal durchlaufen seine forschenden Blicke den schönen Halbzirkel, überall begegnen sie Aglajens Blicken — Nur Eine, die sich mit schüchterner Bescheidenheit hinter ihre Nachbarin zu verbergen scheint; nur Eine deren niedergeschlagenes Auge am Boden haftet — ha! sie ist es! — Lycophron stürzt zu ihren Füssen! — Unverkennbarer Reiz der weiblichen Sitt-

samkeit! — „Ja sie ist es! spricht Apoll: geht ihr Glücklichen! sie werde dein Weib! und lege nie den Schleyer holder Schaam von sich, der die Männer auf ewig fesselt.“

Am 1sten September 1793.

Ich gieng mit Weidmann auf die Jagd,
Rebhühner wollt' ich schießen;
Geschah wohl mehr, um frische Luft
Und abgemähter Wiesen Duft
Ein wenig zu genießen.

Da träufelte ein Regenguß
Herab vom Himmelszelte.
Nun muß ich frank und frey gestehn,
Ich mag nicht gern im Regen gehn,
Weil ich mich leicht erkälte.

Drum trat ich in ein Bauerhaus,
Das Strohtach ragte über;
Da warter' ich auf Sonnenschein,
Und putzte meine Flinte rein,
Und deckte Wachstuch drüber.

Nun sah ich plötzlich hinter mir
Die offne Baurenstube,
Die war, nach ehstnisch altem Brauch,
Nicht wenig schwarz, und voller Rauch,
Wie eine Kohlengrube.

Da saßen traulich Mann und Weib,
Und schienen nichts zu missen;
Sie löffelten ihr Mittagsmahl,
Die Bissen waren freylich schmal,
Doch Hunger würzt die Bissen.

Ihr Hunger wurde gnügsam froh
Durch dünne Milch gestillet,
Ein rabenschwarzer Kessel stand
Den guten Leuten rechter Hand
Mit dicker Grütz gefüllet.

Und an des Weibes Busen hieng
Der König aller Knaben
Der lächelte so kern gesund,
Und sah der Mutter in den Mund,
Und wollte auch was haben,

Zwey kleine Katzen schwenzelten,
Ein Bißlein zu erschnappen.
Kurz, Jeder war auf sich bedacht,
Auf mich allein gab Niemand Acht,
Ich mogte weiter tappen.

Ach Gott! das fiel mir schwer aufs Herz!
Mogt' kaum den Thränen wehren.
Ich bin allein! und schieß ich nun
Ein Rebhuhn oder Haselhuhn,
Wer hilft es mir verzehren?

Kom, Weidmann! sprach ich, kom nach Haus,
Daß ich mich minder gräme.
Du willst nicht? — ja, du hast wohl Recht!
Ach! dort ist Niemand, als ein Knecht,
Der mir entgegen käme!

Mir ist zu Muth, ich weiß nicht wie,
Engherzig, bang und trübe.
Wer liebt mich denn! daß Gott erbarm!
Wie ist man doch so bettelarm,
So gar nichts ohne Liebe.

Seit meiner Friderike Tod,
Muß ich fast täglich weinen.
Die Kinder hab' ich freylich noch,
Allein die Mutter war mir doch
Viel lieber als die Kleinen.

An Bav im Wolfspelze.

In einen Wolfspelz prangt Herr Bav.
Wie muß der Gläubige und Orthodox erschrecken!
Es sollte, nach der Schrift, das Schaaf den Wolf bedecken,
Hier aber deckt der Wolf das Schaaf.

Beym Anblick eines reizend gelegenen Lustschlosses.

Ha! wäre dieses Lustschloß mein!
Und ich und Minna ganz allein
Die seligen Bewohner dieser Zimmer! —
Ja, aber lieben müßte sie mich immer,
Und verliebt müßt' ich auch immer seyn.

Der Bramine.

Ein Bramine saß vor seiner Thür, und segnete einen europäischen Missionär, der eben von ihm gieng. Sie da trat vor ihm ein Indianer aus dem Stamme der Waffiers, welcher Handlung trieb, und viel verkehr mit Fremdlingen hatte. „Ehrwürdiger Greis, sprach er, ich bin hoch betrübt ob des Bösen, welches so oft in mir das Gute erstickt. Ich war ein Handelsmann schlecht und recht, habe mit Wenigen angefangen, und bin reich geworden durch Arbeit und Fleiß. Aber mit dem Reichthume ist die Sorge in mein Haus gezogen, und die schwerste ist die Sorge um mein gutes Gewissen; denn das läßt sich nicht kaufen weder an der Goldküste Orixa noch jenseits des Meeres. Brama ist mein Zeuge, und Wischenu und alle Götter, daß ich es

ehrlich meyne, und gern immer gerecht und gut seyn möchte. So sage mir, Lieber, wie geht es denn zu, daß ich zuweilen in Einer Stunde gut und schlecht bin, und an einem Tage zwanzigmal gut und zwanzigmal schlecht?"

„Gestern Morgen kam ein armer Biedermann meines Stammes zu mir, der mit Weib und Kindern darbte, und suchte Hilfe bey mir. Ich half ihm, das machte mich froh und wohlgemuth. Eine Stunde nachher erhielt ich die Nachricht von Madras, daß ein Engländer mich um eine ansehnliche Parthey Waaren betrogen habe. Ich fluchte ihm, der doch auch mein Bruder ist, und kurz darauf schlug ich einen Knecht um eines geringen Versehens willen. Gegen Abend gieng ich mit meinen Kindern lustwandeln unter den Palmen. Sie spielten und gaukelten um mich her, die Abendsonne sah uns freundlich an, das machte mich wohlgemuth. Da fanden wir einen zerlumpten Fremdling, den nahm ich in mein Haus und bewirthete ihm Gastfrey. Wir sprachen von diesem und jenem, und endlich auch von dem bösen Engländer in Madras, der mich betrogen hat. Da hub ich an zu schelten mit Bitterkeit und Hohn

alle Engländer, und mein Gast war selbst ein Engländer, daß wußte ich wohl. Ich sah wie er eine Thräne verschluckte, weil er mir nicht antworten durfte. Diese Thräne wischte alles Gute weg, daß ich ihm erzeigt hatte. In der Nacht quälte mich das auf meinem Lager, und heute früh beschenkte ich ihn reichlich, daß er froh und dankbar seines Weges zog."

„Nun sage mir, ehrwürdiger Greis, dessen Schultern heiliger Kuhmist deckt, bin ich ein guter oder ein böser Mensch? Was sind das für Geister, die in meiner Brust kämpfen? Was macht mich heute empfänglich für alles Edle und Schöne, und verschließt morgen mein Herz dafür?"

Der Bramine lächelte wohlwollend und sprach: „Komm morgen wieder in der Frühstunde, daß ich dir antworte, was Brama mir offenbaren wird. Der Indier gieng und konnte nicht schlafen die lange Nacht hindurch. Am andern Morgen kam er wieder, und fand den Alten vor seiner Hütte, und um ihn her eine Menge Schüsseln, flach und tief, mit klarem Wasser gefüllt. Aber auf dem Boden einer jeden Schüssel lag Sand, Lehm und allerley Schmutz.

„Sieh diese Gefäße, sagte er zu dem Kommenden, „das Wasser ist hell und klar, das Bild der Sonne spiegelt sich darinn. So spiegelt sich Gott in den Seelen der Menschen. Kommt aber ein Sturm, oder bewege ich das Wasser mit diesem Stöckgen, so wirbelt der Sand in die Höhe und es wird trübe. Nach einer Weile sinkt der Sand zu Boden, und die vorige Klarheit ist wieder da. So ist es mit unsern Leidenschaften. Hüte dich, einen Menschen gut oder böse zu nennen. Der ruhige Mensch ist gut, der von Leidenschaften bestürmte ist böse. Jeder trägt im Grunde seines Herzens ein unlauteres Gemisch, aber es liegt fest im Grunde, so lange kein Sturm es aufrührt. Bist du Zeuge einer edlen That, so freue dich, aber wähne drum nicht, der Thäter sey immer ein edler Mann. Siehst du etwas Böses, so trübe dich, aber verdamme nicht, denn der es that, dem ist selbst nicht wohl dabey zu Muthe, und er thut vielleicht in der nächsten Stunde wieder etwas Gutes und Schönes. — Selig der gelernt hat, sein Schifflein im Sturm regieren! Gehe hin und lerne das, denn den Sturm kann niemand vermeiden.“

Da hub der Indier seinen Blick gerührt empor, und sprach: „Lehre mich das, auf daß meine Seele einst nicht in ein verworfenes Thier wandere.“

„Arbeit und Mäßigkeit, erwiederte der Bramine, „geben dir Gesundheit, und in einem gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele, die rüstig und stark dem Bösen widersteht. Ich kann dich nichts weiter lehren, aber einen guten frommen Rath will ich dir geben. Der Mensch hat ein Mittel in seiner Gewalt, den meisten Stürmen auszuweichen, die das Gleichgewicht seiner Seele erschüttern, und den Sand vom Grunde herauf wälzen könnten. Du hast so viel du bedarfst. Zieh aufs Land, der Landmann ist besser als der Städter. Hier fließen die Tage in ruhiger Einförmigkeit vorüber, die heitere Luft giebt dir heitern Sinn, kein fremdes Interesse reibt sich an dem deinigen, keine Begebenheit ist wichtig geuug, dir die Ruhe der Seele zu rauben; du hast, wie die Kinder, Freude an Kleinigkeiten, und bist glücklich wie die Kinder.“

Und der Indier gieng hin, und that wie der Bramine ihm gerathen hatte. Sein Leben verfloß in sanfter Ruhe, das Bild Gottes spiegelt sich in seiner Seele, wie das Bild der Sonne im klaren Wasser.

Standrede

am Grabe einer Fledermaus.

Mit der geladenen Flinte auf der Schulter, und der leeren Jagdtasche an der Seite, kehrte ich in der Dämmerung unmuthig von der Jagd zurück; denn ich war vier Stunden lang vergebens herum gelaufen, und ein Jäger, der kein Wild findet, ist eben so verdrüßlich, als ein Recensent, der kein Brod hat, und so lange von seiner eigenen Gale leben muß.

Als ich nahe an einem alten Gemäuer, vorbey kam, schwirrte mir eine Fledermaus um den Kopf. Ich ergriff mein Gewehr, legte an, und — da lag sie. Ich erschrack selbst, als sie fiel: denn ob es gleich nur eine Fledermaus war, so hatte das Ding doch

Leben, aß, trank und liebte, that mir nichts, konnte mir auch nichts nutzen: folglich wurde ich ärgerlich über mich selbst, welches mir woll öfter wiederfährt, und darin lag in diesem Augenblicke der Unterschied zwischen mir und einem Recensenten.

Ich wurde aber nicht allein ärgerlich, sondern auch traurig und nachsinnend. Ich lehnte mich auf meine Flinte, die todte Fledermaus lag zu meinen Füßen. Höre mir zu, Weidmann! sprach ich zu meinem Hunde, ich will zu dieser Fledermaus eine Standrede halten. Weidmann beschnupperte den Leichnam und setzte sich daneben.

„Armes Thier, hub ich an, was thatest du mir? — Du wohntest in diesen verfallenen Mauern, fiengst Fliegen, Schmetterlinge und Insekten, und alles Böse, was man dir mit Fug und Recht aufbürden könnte, wäre höchstens, daß du einmal etwas Talg oder Speck gestohlen. — Warum habe ich dich getödtet? Kann ich dich essen? Nein. Kann ich mit deinen Federn meine Kopfkissen polstern? Nein. — Bist du vielleicht giftig, wie der Ritter Linne behauptet? Nein. Du thust Niemanden Schaden, im Gegentheil hat Langbein, der den

Stunden schnelle Beine zu machen versteht, uns vor kurzem eine Geschichte von einer deiner Schwestern erzählt, wie sie einen ehrlichen Mann glücklich gemacht hat. — Habe ich etwa überflüßiges Haar, um es mit deinem Blute wegzuätzen? oder kann ich dich etwa wider die Gicht brauchen? — nein, denn die neuern Aerzte, die immer mehr wissen als die alten, haben dir diese Kräfte abgestritten. — Soll ich, wie mein Jäger spricht, mich deines Herzens beym Kugelgießen bedienen, um sicherer zu treffen? — Ach nein! das Bley, welches dein Herz traf, war nicht mit deinem Herzen verschmolzen."

„Nun, warum habe ich dich den geschossen? Lebtest du nicht friedlich in der Einsamkeit? hattest du nicht zwischen deinen öden Mauern den Instinkt dein Daseyn zu verlängern, mit den Königen in Pallästen gemein? — Armes Thier! ich weis aus deinem Tode gar keinen andern Nutzen zu ziehen, als die traurige Lehre: daß selbst der anspruchlose Einsiedler, der vor den Stürmen des Schicksals in einen unbewohnten Winkel der Welt floh, nicht sicher ist, zertretten zu werden."

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt.

Die hartnäckige Wette 3
Der Garkoch und der Bettler 6
Eine genealogische Aufgabe 9
Das Johanniswürmchen 12
Die Ehrlichkeit 16
Der Unterschied und die Vereinigung der Stände 18
Die Maus 20
Der Schmetterling und die Turteltaube 23
Das Alter 25
Wer hätte das geglaubt 34
Die Taube 44
So liebt kein Mann 86
Der schöne Minnesinger 137
Die neue Atalanta 147
Der Zauberreitz der Sittsamkeit 153
Am 1sten September 161
An Bav im Wolfspelze 165
Beym Anblick eines reizend gelegenen Lustschlosses 166
Der Bramine 167
Standrede 171

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Sammlung auserlesener Schriften

Bd.: 3. Kleine Erzählungen. - 1803. - 174 S. - 2 Ill.

Leipzig 1803

P.o.germ. 1994 w-3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128624-6